

Alek Popov	02	Der Donau entlang Eine bulgarische Lesung
Ilma Rakusa	06	Mein «Jugoslawien» Über den Rückzug eines Landes in die Literatur
Ferida Duraković	10	Kriege und Identitäten Bosnien-Herzegowinas künstlerische Energien
Andreas Ernst	13	Balkanblues Herausforderung aus der «Banlieue» Westeuropas
Fatos Lubonja	17	Spiegel oder Zerrbild? Der kulturelle Wandel im postkommunistischen Albanien
Shkëlzen Maliqi	20	Nationale Werte und Subversion Kosovos neue Kunst am Scheideweg
	23	Passagen Spezial: Schweizer Kulturprogramm Südosteuropa und Ukraine (SCP)
Sonia Zoran	51	«Unten links» Südosteuropa vom Balkon aus gesehen
Juri Andruchowytsh	54	Dieses freie, korruptierte Land Die Ukraine neu denken
Vladislav Bajac	58	Meine Rückkehr in die Welt Eine Reise von Belgrad nach London – und zurück
Dejan Mikić	62	Islam, Moschee, Kopftuch Gegen pauschale Wahrnehmungen
Boris Previsic	66	«Es war mir...» Projektionsraum Balkan
Iskra Geshoska	68	Landschaften malen Reflexionen über Mazedonien
		Photographie Die Lost Highway Expedition – Eine Fahrt durch Südosteuropa

Der Donau entlang Eine bulgarische Lesung

Alek Popov

Der bulgarische Schriftsteller Alek Popov fährt die Donau hinauf und besucht als Gastautor im niederösterreichischen Krems eine Lesung. Seine eigene. Ein Anlass zu einer Reflexion über Herkunft und Sprache. Und zu einem Brückenschlag zwischen lokaler und globaler Identität I

Mit leicht zusammengekniffenen Augen und etwas wie einem Lächeln, das ein weites Feld für Interpretationen eröffnet, beobachtet mich vom Plakat aus ein unrasiertes Individuum. Es trägt ein sandfarbenes Hemd, unter dem ein T-Shirt mit einem Totenkopf und irgendwelchen Knochen zu sehen ist. Das Plakat ist an das niedrige Türchen gegenüber der kleinen Weinstube angepinnt, in die ich eingekehrt bin, um ein Glas kalten Weisswein zu trinken. Zu dieser Tageszeit sind die Strassen des historischen Städtchens Krems in Niederösterreich fast völlig menschenleer. Einige Häuser weiter unten fliesst unsichtbar die stille Donau dahin, immer noch ziemlich tailliert und sauber. Auch während des restlichen Tages kann man kaum davon sprechen, dass die Strassen sonderlich belebt sind, wenn man von den sporadischen Touristeneinfällen einmal absieht. Die örtliche Bevölkerung zieht es vor, still und unbemerkt hinter den guterhaltenen barocken Fassaden zu leben. Der Mann vom Plakat ist bestimmt nicht von hier. Sein Name ist slawisch. In Klammern wird diskret präzisiert: *Bulgarien*. Das einheimische Publikum wird das Vergnügen haben, mit ihm ab 19 Uhr im Salon des Literaturhauses zusammenzutreffen. Eintritt frei. Sicherlich wird er etwas lesen. In welcher Sprache wohl? Wenn es mich wirklich so interessiert, fällt mir da ein, könnte ich dem Ereignis ja beiwohnen. Wahrscheinlich wird es eine Übersetzung ins Deutsche oder Englische geben. An diesem Abend habe ich ohnehin noch nichts vor. Am Ende gibt es sicherlich ein Glas Wein. Krems liegt in der malerischen Wachau, wo man den besten Weisswein ganz Mitteleuropas keltert.

Das Tal des Weins: Ich drehe mich um, um mir noch ein Glas zu bestellen. Und ich weiss nicht warum, aber es scheint mir, als ob mich der Wirt seltsam anschaut. «*Ich habe Sie erkannt*», will er mir mit seinem Grinsen sagen und zwinkert zu dem Plakat hinüber, «*das sind Sie*.» «*Ach, du Dummkopf!*» fluche ich in Gedanken. Der ganze Zauber ist dahin. Ich bezahle verärgert und gehe. In Wirklichkeit aber geschieht nichts dergleichen. Der Wirt sagt nichts. Falls er das Plakat überhaupt bemerkt hat, ist ihm die Verbindung zwischen selbigem und dem Mann am Tisch mit Sicherheit entgangen. Er bringt den Wein und verschwindet mit dem immer gleichen dienstfertigen Lächeln wieder hinter der Schank. Der Zauber ist endgültig zum Teufel.

«*Ach, du Dummkopf!*». Jetzt fluche ich schon wirklich.

Das Tal des Weins, die Wachau, wo ich diesen Monat verbringen werde, und das Tal der Sprache, wo sich meine ständige Anschrift befindet, haben ziemlich viele Gemeinsamkeiten. Die Menschen kennen einander, die Entfernungen sind nicht gross, Gerüchte verbreiten sich schnell, Neuigkeiten kommen langsam, und der Fluss ist ein bestimmender wirtschaftlicher und kultureller Faktor. Durch das eine Tal fliesst die Donau, durch das andere – der wasserreiche Fluss der bulgarischen Sprache. Auf der Donau kann man bis ganz nach Bulgarien hinunterfahren. Und siehe da, es zeigt sich, dass man auch auf dem Fluss der bulgarischen Sprache bis in die Wachau gelangen kann! Aber während die Kremser alles in allem ein glückliches und dankbares Völkchen sind, ver-

flucht das Volk im Tal der bulgarischen Sprache sein Schicksal zuhauf.

Wo liegen die Wurzeln dieser Unzufriedenheit?

Das Tal der Sprache: Bis vor ganz kurzem lebten die Bewohner meines Tals mit einem trügerischen Gefühl. Aus wohlbekannten historischen Gründen waren sie nur selten dazu gezwungen, die Grenzen ihrer sorgsam überwachten kulturellen Enklave zu überschreiten. Die Neuigkeiten aus der Aussenwelt erreichten sie hauptsächlich auf der Strömung des Flusses der Sprache. Sei es durch mündliche Überlieferung oder sei es durch Texte. Und ganz selten einmal durch persönliche Erfahrungen. Es ist nicht so, dass die Menschen uninformiert gewesen wären, ganz im Gegenteil sogar: In Bezug auf die Geographie zum Beispiel waren sie (und sind es wahrscheinlich immer noch) viel besser orientiert als die Bewohner weitaus offenerer Räume. Bezüglich der kulturellen Schichten in der Menschheitsgeschichte gab es ebenfalls ein vergleichsweise klares Paradigma. Eigentlich war es nicht gar so ein grosses Geheimnis, dass die Erde rund ist, dass der Nil sich ins Mittelmeer ergiesst und der Mount Everest der höchste Gipfel der Erde ist. Man wusste, wer Aristoteles, wer Leonardo da Vinci, Dostojewski, Kafka und Camus waren, ja sogar Nathalie Sarraute war irgendwie auf dem wackligen Floss des Nouveau Roman dahergeschwommen. Aber im Endeffekt war diese Welt nicht real. Sie erinnerte an ein Märchen über weit entfernte Länder und Epochen, was sie ja letztlich auch war. Einzig real blieb das Tal. Hier waren die Dinge echt. Man konnte sie sehen, sie anfassen, an ihnen riechen. Die in einer fremden Sprache geschriebenen Worte hinterliessen gleichsam keine Spuren im Raum. Während die bulgarischen Worte Gewicht hatten. Ihretwegen konnte man in die Bredouille geraten, aber wie! Das war nicht der Mittelpunkt der Welt. Das war die Welt.

Die globale Anonymität: Dieser kollektive Solipsismus bekam erst Anfang der Neunziger Risse. Anfangs scheu, später immer dreister, begannen die Bewohner des Tales, seine Grenzen zu überschreiten. Es zeigte sich, dass die Welt jenseits ganz genauso real war wie auch ihre eigene. Sowohl optisch als auch haptisch, als auch vom Geruch her. In gewisser Hinsicht sogar echter als jene, in der sie bisher gelebt hatten. Auch diese Welt wusste nichts oder fast nichts über die ihre, wenn wir einmal von einer Minderheit hochspezialisierter Fachleute absehen! Weder wohin der Iskär fliesst, noch wie hoch der Gipfel des Musala ist. Sie hatte nichts von Vazov oder Botev gehört, und auch nichts über die ganze reifbedeckte Kette von Giganten des Geistes, die ihr Tal umzäunt hatten. Also wenn das keine Ungerechtigkeit ist! Voilà, so schlug das Pendel des kollektiven Irrtums von einem Extrem ins andere aus: Die Bewohner

des Tals erfüllten sich mit Zweifeln hinsichtlich ihrer eigenen Existenz. Indem sie die Welt entdeckten, entdeckten sie auch das Phänomen der globalen Anonymität. Bis jetzt ist man jemand gewesen, und plötzlich wird man zu einem Niemand. Es liegt nur ein Schritt dazwischen. Doch diese Änderung des Status ist dramatisch. Folgender Fall ist bekannt: Während der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, schickte der Staat einen der prominentesten bulgarischen Schriftsteller für einige Monate nach Frankreich. Er sollte ein paar Erfahrungen sammeln, sich ein wenig umsehen, andere Luft atmen. Vielleicht verfolgte man auch das perfide Ziel, ihn seinen eigenen Platz in der Welt erkennen zu lassen, auf dass er die Nase nicht zu hoch trage. Und so geschah es auch. Der lebende Klassiker trieb sich ein, zwei Wochen in Paris herum, doch verärgert über die Tatsache, dass man ihm hier nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkte, drehte er sich wie ein beleidigtes Kind um und kehrte nach Hause zurück. Er schlug sozusagen der Welt die Tür vor der Nase zu. Wenn ihr so tut, als würde ich nicht existieren, dann mache ich das mit euch eben auch so! Es scheint, dass das Gespenst der globalen Anonymität sich im Endeffekt als noch schrecklicher erwiesen hatte als die erstickende Umarmung der heimischen Zensur.

Die Welt besteht aus Provinzen: Etwas ähnliches, nur in viel grösserem Masstab, geschah während der Neunziger, als die Grenzen sich öffneten. Die Beleidigung, der Schock und die Unsicherheit liessen eine Vielzahl von Menschen noch tiefer in den Walddickichten des Tales eine Zuflucht suchen, wo der Bodensatz der Jahrhunderte fortfuhr, Trugbilder zu erzeugen. Das Heimweh nach dem bulgarischen Weltall war vergleichbar mit dem Gefühl von Verlust, welches die Kolonialmächte in den Sechzigern erlebt hatten. Paradoxiere Weise können das Engerwerden und das Öffnen der Grenzen zu ein und demselben Resultat führen. Was gleichsam erneut beweist, dass das Problem der Identität sich nicht nur in der Geographie erschöpft. Die ehemaligen Kolonialmächte reagierten auf diese Herausforderung, indem sie versuchten, Teile der Welt, die sie einst beherrscht hatten, in ihre Metropolen zu importieren. Der Fächer verschiedener Kulturen, welcher sich immer weiter öffnete, kompensierte zusammen mit dem Zustrom von Emigranten aus den ehemaligen Territorien gleichsam das Fehlen der Territorien selbst. Aber wie sollen die Menschen aus dem Tal vorgehen, die doch niemals fremde Länder beherrscht haben? Woher sollen sie das Material importieren, um ihr rissig gewordenes Weltall wiederherzustellen?

Manche Dinge kann man einfach nicht reparieren – vor allem die Illusionen nicht. Wir sind ge-

zwungen, uns irgendwie an diesen Gedanken zu gewöhnen. Im Prinzip neigen die Bewohner aller Täler zu Solipsismus. Wahrscheinlich haben sich die Bewohner der fruchtbaren Wachau ebenfalls irgendwann einmal gedacht, dass die Welt an den Grenzen ihres Tales endet. So wie auch die Menschen aus den kleinen Dörfern, die sich in den Falten der Alpen verstecken. Früher oder später aber begreifen sie, dass dem nicht so ist. Jenseits des Hügels gibt es ein anderes Tal, in dem ein anderer Fluss fließt, und jenseits dessen – eine Ebene, danach eine Stadt, dann ein Gebirge, wieder ein Tal, ein Ufer, ein Meer und so weiter und so fort. Das Universum ist eine deprimierende Abstraktion. Die Welt besteht aus Provinzen. Wenn wir lernen, sie stückweise wahrzunehmen, werden wir uns vielleicht nicht so verloren fühlen. Jeder kommt irgendwoher, jeder trägt seine eigene Geschichte in sich. In der Praxis ist niemand anonym. Die Ideen mögen global sein, aber die Menschen bleiben lokale Wesen. Gebunden und sich bindend. Sonst kann die Welt nicht überleben.

Die fremden Stimmen: Im gemütlichen kleinen Saal des Literaturhauses hören an die zwanzig Personen aufmerksam zu. Einschliesslich meiner Wenigkeit. Eine fremde Stimme liest in einer fremden Sprache. Meinen Text. Ich fühle mich seltsam gespalten, so als würde ich meiner eigenen Geburt oder Hochzeit beiwohnen. Gleichzeitig wie ein Teilnehmer und ein Beobachter. Ein Teil von mir ist hier, lächelt unbeholfen ins Publikum, so als hätte er sich eine fremde Identität angeeignet. Der andere bleibt irgendwo dort, im Tal der Sprache, und betrachtet verträumt und unerschütterlich die Strömung des Flusses. Etwas sagt mir, dass dieses Gefühl nie verschwinden wird. Nachdem sie erst einmal die weite Welt kennengelernt hat, wird die eine Hälfte nie mehr ins heimische Tal zurückkehren. Die andere aber wird für immer dort bleiben. Die eine wird sich auf Wanderschaft begeben, die andere wird warten.

Unter dem Zeichen dieser innerlichen Zwiespältigkeit steht wahrscheinlich die ganze Kultur des Tales. Im Spannungsfeld der lockenden Stimmen der Sirenen und dem Ruf nach Rückkehr entsteht eine Kunst des Suchens und der Einsamkeit. In der Epoche epischer Verfilmungen der Schlachten vor den Toren Trojas, an den Thermopylen und gegen Mordor setzt sie die Erzählung von Odysseus und dem tapferen kleinen Hobbit Bilbo Beutlin fort. Menschlich, vielleicht allzu menschlich. ─

Aus dem Bulgarischen von Alexander Sitzmann

Alek Popov, 1966 geboren, einer der führenden bulgarischen Schriftsteller, schreibt Kurzgeschichten, Essays und Theaterstücke, die in viele Sprachen übersetzt wurden. Sein jüngster Roman *The Black Box* (2007) wird im Frühling 2008 im Residenz Verlag auf deutsch erscheinen.



Vor dem Monument «Für das serbische Volk» in Neu-Belgrad, Giulia Fiocca & Laia Solé



Mein ‹Jugoslawien› Über den Rückzug eines Landes in die Literatur

Ilma Rakusa

‹Jugoslawien›, von den geografischen Karten getilgt, nicht aber von der Geschichte befreit. Und schon gar nicht aus der eigenen Biografie wegzudenken. Die Schweizer Schriftstellerin und Übersetzerin Ilma Rakusa reist oft in die Region ihrer Herkunft. Mit Wehmut und Erwartung |

Soweit ich zurückdenken kann, gehörte das Land namens Südslawien – nichts anderes bedeutet Jugoslavija – zu mir. Als Kind lebte ich eine Zeitlang in Ljubljana, und auch als wir nach Triest umzogen, besuchten wir die väterlichen slowenischen Verwandten regelmässig. Ausserdem gab es Geschäftsreisen, die Vater nach Zagreb und Belgrad führten und zu denen er Mutter und mich mitnahm. Das war abenteuerlich, denn wir reisten mit dem Auto, und die Strassen waren schlecht. Einmal, unterwegs nach Zagreb, überfuhren wir nachts einen Hasen und wurden kurz darauf von einem Bauern angehalten, der nach einem flüchtigen Dieb suchte. Diese nächtlichen Aufregungen prägten sich meinem kindlichen Gedächtnis stärker ein als das taghelle Zagreb mit seiner adretten Altstadt. Doch Belgrad erlebte ich, seinem Namen gemäss, als weisse Stadt am Zusammenfluss von Donau und Save, lichtdurchflutet, weitläufig, gastfreundlich. Man fotografierte mich auf der Festung Kalemegdan, und abends durfte ich in eine Folkloperoper. Keine Frage, dass meine Begeisterung für südslawische Volksmusik hier ihren Anfang nahm.

Kalkhelle Städte: Dann folgten lange Jahre erzwungener Enthaltensamkeit. Wir lebten in der Schweiz, mit einem Staatenlosenpass. Vater wollte das Risiko einer Jugoslawienreise nicht eingehen. Also warteten wir bis zur Einbürgerung. Ich war achtzehn, als es soweit war. Sofort fuhr ich zu meinen Grosseltern nach Maribor. Und anschliessend mit einer Cousine und einer Wiener Tante nach Dalmatien. Die Küstenstrasse von Rijeka nach Dubrovnik, ebenso kurven- bis abwechslungsreich, war eine Offenbarung an Farben und

Licht. Dazu die kalkhellen Städte: Zadar, Šibenik, Split, Trogir, Dubrovnik, mit ihren Kirchen und Stadtmauern und Palazzi und Piazzen. Mir war, als hätte ich ein verlorenes Paradies entdeckt.

Meer und Stein. Von Römern, Venezianern, Kroaten behauener Stein, unter den Sohlen glänzend wie auf dem Stradun von Dubrovnik, dem alten Ragusa. Hier flanierten meine Cousine und ich wie berauscht, wie auf einen Auftritt wartend vor den Kulissen der Paläste.

Und ade. Die Rückreise führte uns ins Hinterland. Ins herzegowinische Mostar, wo uns jäh der Orient einholte. Mit Moscheen, Basaren, eleganten osmanischen Brücken, ein Märchen aus tausendundeiner Nacht, scheinbar Welten von Dubrovnik entfernt. Der Kontrast war elektrisierend. Dann ging es durch die Schluchten und über die Berge des Balkans, an Minaretten und Bogumilen-Gräbern vorbei in die bosnische Hauptstadt Sarajevo. Wir stiegen im Hotel Europa ab und eilten gleich zur Bašćaršija, ins Herz der Altstadt. Die Augen reichten nicht zum Schauen. Teppiche, Silberschmuck, Teestuben, Burek-Stände, eine alte Karawanserei. Und mitten in diesem fröhlichen Tumult die Rufe der Muezzins. Meine Cousine und ich waren wie betäubt. Befanden wir uns auf einer Zeitreise? Auf einem fernen Kontinent?

Die Koexistenz der Gegensätze: Damals ging mir auf, was ich an Jugoslawien so liebte: die Vielfalt, die Koexistenz der Gegensätze. In Sarajevo genügte es, die Strassenseite zu wechseln, so nahe kamen sich Orient und Okzident. Und diese unterschiedlichen Klänge, Melodien. Die Ohren reichten nicht zum Hören.

In Mazedonien, wohin es mich Jahre später verschlug, lernte ich nicht nur eine neue Sprache, sondern eine mir unbekanntere Musik kennen. Voller Halbtonschritte und ungerader Rhythmen, zu denen kunstvoll getanzt wurde. Ernst schauten mich die Heiligen auf den byzantinischen Kirchenfresken von Ohrid und Sveti Naum an, doch der abendliche Oro-Tanz war von fröhlicher Ausgelassenheit. In den kosovarischen Dörfern klang er anders; aber wie anders, hätte ich nicht zu sagen gewusst. Auch verstand ich kein Albanisch. Überraschendes, unerforschliches Jugoslawien. Dem ich mich angemessen vielseitig zu nähern versuchte. Slawistische Kontakte führten mich in den frühen achtziger Jahren oft zu Symposien nach Zagreb und Dubrovnik. Ich lernte neben Literaturwissenschaftlern zahlreiche Schriftsteller kennen. Und damit begann mein eigentliches Jugoslawien-Abenteuer, das literarische. Es hat nicht nur meine Wahrnehmung ›Südslawiens‹, sondern mein Leben verändert. Wobei Zufälle eine nicht unwesentliche Rolle spielten.

Die Revolution, die ihre eigenen Kinder frisst:

«Kennen Sie Danilo Kiš' Roman Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch'?» fragte mich A.F. «Sensationell!» Er hatte nicht übertrieben. Ich kaufte mir das Buch, las es. Später übersetzte ich es ins Deutsche. Bis heute kenne ich keine so grausame und zugleich poetisch-verdichtete Abrechnung mit der ›Revolution, die ihre eigenen Kinder frisst‹. Kiš hatte vor allem den Stalinismus im Visier. Doch die Belgrader Kultur-Apparatschiks witterten politische Brisanz und inszenierten – unter dem Vorwand des Plagiatsvorwurfs – einen Skandal. Kiš wehrte sich mit dem fulminanten Buchessay *Anatomiestunde*, in welchem er unter anderem auch prophetisch vor Nationalismen warnte. «Nationalismus ist vor allem Paranoia. Eine kollektive und individuelle Paranoia... Nationalismus ist zudem nicht nur seiner etymologischen Bedeutung nach die letzte Ideologie und Demagogie, die sich ans Volk wendet...»

Anatomiestunde erschien 1978, 1980 starb Tito, und wenig später brach zwischen Belgrad und Zagreb ein Sprachenstreit aus, der böse Schatten vorauswarf. Kiš' Warnungen verhallten ungehört. Im Herbst 1989 erlag Kiš einem Krebsleiden; den Zerfall Jugoslawiens und den in Krieg mündenden nationalistischen Wahnsinn hat er nicht mehr miterleben müssen.

Zum Jugoslawienkrieg fällt mir nur ein Satz ein: eine Katastrophe, deren Folgen Jahrzehnte dauern werden. Noch immer höre ich Schreckliches aus Bosnien; Besorgniserregendes aus der Vojvodina. Meine Zagreber Freunde und Freundinnen haben sich in alle Winde zerstreut. Es ist nichts mehr, wie es war. Aber meine Berührungsangst mit dem, was einst Jugoslawien hieß, hat abgenommen. Nicht zuletzt dank Dževad Karahasan und seiner Frau, die mich im Herbst 2002 ›an der

Hand nahmen‹ und nach Sarajevo brachten. Es war nicht wie im Märchen, nein. Auf dem Weg von Graz nach Sarajevo passierten wir zig Grenzen, fuhren an niedergebrannten Dörfern und zerbombten Kirchen vorbei. Eine Ruinenlandschaft. Doch die Wohnung der Karahasans, die während des Kriegs von einem Granatsplitter getroffen worden war, empfing mich mit weichen Teppichen, behaglich. «Heilt mich», sagte ich zu meinen Freunden, «indem ihr mir die Wunden der Stadt zeigt». Sie verstanden. Sie zeigten mir den jüdischen Friedhof (auf dem die Serben Stellung bezogen hatten), zeigten mir das ausgebrannte Unis-Hochhaus, die zerstörte Nationalbibliothek, die lebensgefährlichen Strassenkreuzungen und den Markt, auf dem von einem Heckenschützen ein Blutbad angerichtet worden war, sie zeigten mir Theater und Moscheen als Orte des Widerstands und die Gräber der bosnjakischen Gefallenen auf dem Alifakovac. Wir gingen stundenlang, dazwischen tranken wir Tee, assen Burek oder unterhielten uns mit einem Teppichhändler, der von Spinoza schwärmte. «Das Leben geht weiter», sagte Dragana. Und Dževad nickte vielsagend.

Das utopische Jugoslawien: Nächstes Jahr in Sarajevo, heisst seither meine Losung. Aber so ganz werde ich ihr nicht gerecht. Denn mein utopisches ›Jugoslawien‹ ist längst in die Literatur übersiedelt. Ich finde es bei Krleža, Andrić und Crnjanski, bei Kiš, Albahari und Karahasan. Ohne die freilich auch das reale ›Südslawien‹ schwer zu verstehen wäre, zumal sie es sind, die der kollektiven Amnesie ein kulturelles Gedächtnis entgensetzen. Ivo Andrić in einer – undatierten – Notiz über Sarajevo: «*Orientalische, gandhische Armut und Verwahrlosung. Manches ist Luxus, was nirgendwo als Luxus gilt. Das kühlste und gesündeste Wasser der Welt. Die merkwürdigsten Häuser, die, ob alt oder neu, abbruchreif und einsturzgefährdet aussehen, die ungesund scheinen, in denen man jedoch lange und angenehm lebt wie kaum anderswo. In der Sprache der Männer und Frauen die charakteristischen Vokale ohne Farbe und klare Grenzen, weshalb das Sprechen der Kinder wie nachlässiges Gurren klingt. – Alles mit Stille zugeschüttet.*» ─

Ilma Rakusa, 1946 als Tochter einer Ungarin und eines Slowenen in Rimavská Sobota (Slowakei) geboren, verbrachte ihre Kindheit in Budapest, Ljubljana und Triest. Sie studierte Slawistik und Romanistik und lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Lehrbeauftragte der Universität in Zürich. Zahlreiche Übersetzungen aus dem Russischen, Serbokroatischen, Ungarischen und Französischen, publizistische Beiträge in der *Neuen Zürcher Zeitung* und der *Zeit*. Letzte Veröffentlichung: *Zur Sprache gehen. Poetikvorlesungen* (Thelem Verlag, Dresden 2006). Im Jahre 2003 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Preis. www.ilmarakusa.info



Eingang des «Arizona Markts» zwischen Zagreb und Novi-Sad, Peter Moertenboeck & Helge Mooshammer



Kriege und Identitäten

Bosnien-Herzegowinas künstlerische Energien

Ferida Duraković

In Zeiten des Krieges können Kunst und Kultur lebenswichtige Energien erhalten – das Gespräch und den Kompromiss. Künstlerinnen und Künstler in Bosnien-Herzegowina haben das über alle ethnischen Grenzen hinweg versucht. Doch nun wäre Kompromissfähigkeit auch als Voraussetzung zur alltäglich gelebten Demokratie zu entdecken!

Der Krieg in Bosnien und Herzegowina von 1992 bis 1995 beantwortete Dutzende meiner Fragen; gleichzeitig warf er Tausende neuer auf. Doch die wichtigste von ihnen – Wozu Krieg? – wird niemals beantwortet werden. Und es war eine Frage des grossen Friedrich Hölderlin – «Wozu Dichter in dürftiger Zeit?» –, die mir in den ersten Kriegsmonaten half, instinktiv auf die Tatsache zu reagieren, dass Wasser, Brot (und Zigaretten!) viel wichtiger waren als all die schönen Wörter, wie «Demokratie», «Menschenrechte», «offene Gesellschaft», «Kooperation», «Toleranz», «Vielfalt» etc.

Künstlerische Energie: Dann passierte etwas Unklärliches: Ein dringendes Verlangen nach Freiheit – was sonst ist Kunst in Zeiten des Krieges? – machte sich bemerkbar und bestätigte, dass «*We need bread, but we need roses too...*», wie es in einem Lied von Judy Collins heisst. Wir Künstler am Schauplatz des Krieges wollten der Welt beweisen, dass wir mehr waren als nur Zielscheiben für Heckenschützen; dass hier die Leben gebildeter, kulturell interessierter Menschen ausgelöscht wurden – ja, dass hier das Selbstbild der internationalen Gemeinschaft zur Schlachtbank geführt wurde! Kultur und Kunst waren unsere Waffen: Intellektuelle aus der ganzen Welt kamen in die verwüsteten Städte Bosnien-Herzegowinas und waren erschüttert von der künstlerischen Energie, die sie hier antrafen und die ihnen selbst fremd war. Unsere Werke erzählten der Welt von Konzentrationslagern, ethnischer Säuberung, Vergewaltigungen oder der Zerstörung der Alten Brücke von Mostar und trugen dazu bei, dass 1995 endlich etwas gegen den Schrecken unternommen wurde. Und was hat uns allen der Krieg schliesslich gebracht?

Konnte der Aggressor seine These, dass er besser sei als jene, die er angriff, beweisen? Nein, das konnte er nicht. Im Gegenteil!

Konnten sich jene, die unschuldige Zivilisten tö-

teten, ihr Recht auf ihre eigene Identität, ihr Recht, anders zu sein, bewahren? Das konnten sie natürlich – aber nur auf Kosten der gewaltsamen Auslöschung der Identität der anderen. War das 200'000 Menschenleben wert?

Die Kompromissfähigkeit: Während in Bosnien der Krieg in den Köpfen einiger unbelehrbarer Nationalisten immer noch weitergeht, steigt eine vergessene Erinnerung in mir auf: Mitten im Krieg (Ende 1993 oder Anfang 1994) traf eine Gruppe von Schweizer Parlamentariern und Intellektuellen, begleitet von einer UNPROFOR-Eskorte, in Sarajevo ein. Sie kamen, um sich die Ideen von Intellektuellen aus Sarajevo in Bezug auf die Zukunft des bosnischen Staates anzuhören und uns an den politischen und geschichtlichen Erfahrungen eines seit langer Zeit stabilen und erfolgreichen europäischen Landes teilhaben zu lassen.

Es war kalt an jenem Tag, und ich hatte Angst. Der Konferenzraum, in dem wir unser Treffen abhielten, war nicht sicher; er lag im vierten Stock, zu nahe unter dem Dach. Ich fragte mich, was ich tun sollte, wenn Granaten einschlagen würden – gerichtet nicht nur gegen uns (die Schuldigen?), sondern auch gegen diese wohlwollenden Menschen, die jenen, die uns beschossen, nichts zuleide getan hatten, ausser vielleicht, dass sie den Wunsch hatten, uns die Hand zu reichen und etwas zum Friedensprozess auf dem blutigen Balkan beizutragen. Unsere Gäste aus der Schweiz sprachen über die Grundlagen der Stabilität ihres Landes, über Föderalismus, Multi-ethnizität, Toleranz und Wirtschaft. Und wir sprachen über serbische Aggression, über Ungerechtigkeit und über die Mauern, die andere und in der Folge auch wir selbst errichteten; über Monster, die nationale Käfige bauen wollten – und natürlich über Bosniaken, Kroaten und Serben.

Jemand fragte einen unserer Gäste: «Was, würden Sie sagen, ist der wichtigste Grundstein für den Aufbau

eines Landes wie der Schweiz?» Der Angesprochene schaute in die Runde und sagte schliesslich mit entschiedener Stimme: «Kompromissfähigkeit».

Für jemanden, der sich am Ende des 20. Jahrhunderts mitten in einem wahr gewordenen futuristischen Schreckensszenario befand, mitten in einer Fernsehdirektübertragung des Krieges in Bosnien, mitten in Sarajevo, wo einem in jedem Moment das Leben genommen werden konnte, klang das Wort «Kompromiss» so – unnatürlich!

Erst heute, nach vielen Jahren voller Schrecken, persönlicher Verluste und Leiden, kann ich es verstehen: Es war ein weises Wort, dieses «Kompromiss», aber damals konnten wir es nicht hören; wir wollten es nicht hören. Sogar heute noch verabscheuen die meisten Menschen in Bosnien dieses Wort und wollen es nicht hören. Dabei impliziert es nur Gutes, wie Zurückhaltung und Toleranz. Kompromissfähigkeit ist die Essenz der Demokratie: Sei tolerant gegenüber den anderen, so dass diese tolerant gegenüber dir sein können.

Mostar sehen: In einem Text über die wunderschöne Stadt Mostar in österreichisch-ungarischer Zeit (1914) ist folgendes zu lesen:

«Mostar liegt an beiden Ufern der Neretva, im Tal zwischen den Bergen Podvelež und Hum. Der städtische Teil des heutigen Mostar stammt aus dem 15. Jahrhundert. 1522 wurde die Stadt Sitz des Sanjak-Bey (Titel der Bezirksverwalter im Osmanischen Reich) von Herzegowina und entwickelte sich in der Folge zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum Herzegowinas. Ihr berühmtestes Wahrzeichen war die 1566 erbaute Stari Most (Alte Brücke). Unter österreichisch-ungarischer Herrschaft war Mostar ein Landsitz. Zusammen mit Tuzla, Banja Luka und Sarajevo, der Hauptstadt Bosnien-Herzegowinas, entwickelte sich Mostar in dieser Zeit weit schneller als jede andere Region, wie insbesondere die städtische Entwicklung zeigte: Während Mostar 1879 erst 1'909 Häuser und 10'848 Einwohner zählte, waren es 1910 schon 2'769 Häuser und 16'392 Einwohner (7'212 Muslime, 4'518 orthodoxe Christen, 4'307 Katholiken, 254 Juden und 87 evangelikale Protestanten). 1914 verfügte die Stadt bereits über Büros der Bezirksverwaltung, ein Kreisgericht, das Büro des Generalstaatsanwalts, ein Bezirksgericht, Büros der Stadtverwaltung, ein Bezirkskrankenhaus, ein Militärkrankenhaus, ein Kraftwerk, eine Tabakfabrik, eine grosse Hochschule und vier Mittelschulen, zwei allgemeine Grundschulen, eine kaufmännische Schule, eine Mittelschule für Mädchen, fünf muslimische Mittelschulen, drei muslimische Grundschulen, dreissig Moscheen sowie eine katholische und eine orthodoxe Kirche.

Interpretationen: Was würde ein Leser im politisch-nationalistisch geprägten Umfeld des heutigen Bosniens wohl zu diesem Text sagen?

Ein intoleranter bosnischer Kroatie würde sagen, er finde darin Informationen, die heute nicht für seine Nation sprechen würden. Ein intoleranter

bosnischer Serbe hingegen würde sagen, dass diese Informationen sehr wohl für seine Nation sprechen würden, da im heutigen Mostar von den damals 4'500 Serben fast keine mehr da seien. Ein intoleranter Bosniake – ein muslimischer Bosnier – würde sagen, dass seinem Volk das, was ihm lange Zeit gehört habe, geraubt worden sei. Und jene, die man aus heutiger Sicht als «übrige» bezeichnen würde, sagen gar nichts, weil es in Mostar heute keine «übrigen» mehr gibt.

Doch wer hat recht? Nur jene, die – ungeachtet ihrer eigenen Nationalität – darauf verzichten, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Bosnien-Herzegowinas gegeneinander aufzurechnen; nur jene, die diesen Text als Beleg für den sowohl wunderbaren als auch zerbrechlichen multiethnischen Kern des damaligen und insbesondere heutigen Bosniens sehen; nur jene, die wissen, wie die darin enthaltenen Fakten zu einer Bereicherung des Zusammenlebens beitragen können, die allen zugute kommt?

Den Balkan-Mythos überwinden: Gegenwärtig sind wir alle hier in Bosnien verwirrt, traurig, arm und unzufrieden. Der Krieg hat niemandem geholfen; gebracht hat er uns stattdessen nur Frustration, ein Gefühl, das uns nun schon seit so langer Zeit begleitet. Klar ist, dass wir zusammenleben müssen; vielleicht wird es uns eines Tages sogar gelingen, die Unterschiede zwischen uns zu akzeptieren und zu einer harmonischen Koexistenz zu finden. Wir sind so eng miteinander verbunden, dass wir gar keine andere Wahl haben, als zusammenzuleben (dass Krieg keine Option sein kann, wissen wir nun ja).

Über die Zukunft des Balkans (und Bosniens) nachzudenken ist noch schwieriger, als es die Situation auf dem Balkan heute ist, genauso wie es schwieriger ist, den Balkan-Mythos zu überwinden, als sich mit der Übergangsphase für die Region zu befassen.

Nationalisten wollen keine «anderen» – es ist einfacher, Menschen zu manipulieren, als ihnen (mühevoll und unter Zuhilfenahme von Kompromissen) beizubringen, selbständig zu denken. Vielleicht werden wir irgendwann – zur Zeit ist daran noch nicht zu denken – lernen, wie man zu Lösungen kommt, mit denen sowohl wir als auch die anderen zufrieden sein können. ▬

Aus dem Englischen von Reto Gustin

Ferida Duraković, 1957 geboren, schloss 1980 ihr Studium in jugoslawischer und serbokroatischer Literatur an der Universität von Sarajevo ab, wo sie auch heute wieder lebt. Sie arbeitete u.a. als Eiscremeverkäuferin, Buchhändlerin, Lehrerin, Korrektorin, Kulturmanagerin und Übersetzerin und verlor im Krieg zwischen 1992 und 1995 in Sarajevo einige ihrer Verwandten und Freunde sowie ihre Privatbibliothek.



Unterwegs zwischen Podgorica und Sarajevo, *Barbara Galassi*



Häuserfront in Pristina, Srdjan Jovanovic Weiss

Balkanblues Herausforderung aus der «Banlieue» Westeuropas

Andreas Ernst

«Balkan», das Wort setzt ein wildes Gemisch von Emotionen, Überlegungen und Zuschreibungen frei. Und die Frage, auf welche geografisch-politische Region sich dieses bezieht. Der Südosteuropa-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag» hilft uns dabei, etwas Ordnung zu schaffen |

Der Balkan ist die «Banlieue» Westeuropas. Fremd, etwas unheimlich und ohne den Reiz des Exotischen. Aus freien Stücken geht man nicht dorthin. Das ist nicht erst seit den jugoslawischen Zerfallskriegen der 1990er-Jahre so. Aber die Nachrichten und Bilder von Flüchtlingsströmen, Massakern und nationalistisch aufgeputschten Menschenmengen prägen seither die Vorstellungen der Westeuropäer vom Balkan. Wie im Fall der «Banlieue» sind es die Konflikte, die das notgedrungene Interesse des «Zentrums» wecken. So ist der Balkan heute ein Schwerpunkt schweizerischer Aussenpolitik, mit dem erklärten Ziel, die Einwanderung aus dieser Region zu verhindern. Ein zweites Ziel, das die Schweiz mit der EU teilt, ist die Heranführung der Balkanländer an die Union. Dies ist im Grunde ein Modernisierungsprojekt. Die Balkanstaaten, ihre Gesellschaften und ihre Wirtschaft sollen soweit reformiert werden, bis sie «europäischen Standards» genügen und als vollwertige Mitglieder der europäischen Familie gelten. Die meisten Bewohner des Balkans sehen dies übrigens ganz ähnlich. Ihnen gilt die EU als Versprechen für Wohlstand und persönliche Sicherheit.

Balkanismus-Thesen: Der Balkan als das rohe, primitive und dunkle «Andere» Europas, gegen diese Perspektive haben sich seit vielen Jahren vor allem westliche Sozialwissenschaftler balkanischer Herkunft gewendet. Angelehnt an Edward Saids Orientalismus-These, wonach die Vorstellungen vom Orient weniger über diese Region als über die Wünsche und Ängste der westlichen Betrachter aussagen, haben die Serbin Milica Bakic-Hayden und später die Bulgarin Maria Todorova ihre Balkanismus-Thesen vorgelegt. Balkanismus wird als eine westliche Fremdzuschreibung definiert, als ein abwertender Diskurs, der die Balkanvölker in einer Übergangszone der Entwicklung ansiedelt: nicht mehr orientalistisch, aber noch nicht europäisch – gewissermassen halbwüchsig: Sie sind unordentlich, gewalttätig und heissblütig. Vor allem während der Jugoslawienkriege, als viele Medien mit kruden historischen Theorien über die Blutrünstigkeit der Balkanvölker hausierten, waren die Argumente Todorovas, dass die Homogenisierung (lies ethnische Säuberung) von Nationalstaaten und der völkische Nationalismus keine balkanischen, sondern westeuropäische Erfindungen seien, sehr wichtig. Es ist auch leicht nachvollziehbar, wenn sich während des (bereits wieder abgeklungenen) «Balkan-Art-Hype» Künstler aus der Region dagegen wehrten, primär als «Balkaner» in Ausstellungen wie *Blut und Honig* (Wien 2003) oder *In den Schluchten des Balkans* (Kassel 2003) vorgeführt zu werden. Und dennoch: Die Kritik am Balkanismus greift zu kurz oder geht zu weit, wenn sie unterschlägt, dass diese Region ganz spezifische soziale und kulturelle Merkmale

hat, die ihren historischen Gang und ihr Verhältnis zu «Rest-Europa» nachhaltig prägen.

Der Westbalkan: Dies gilt vor allem für den sogenannten Westbalkan. Der Begriff ist eine Fremdbezeichnung, stammt aus dem EU-Vokabular und wurde 1996 geprägt. Der Westbalkan umfasst die Länder des ehemaligen Jugoslawiens minus Slowenien, plus Albanien. Das heisst: Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Mazedonien, Montenegro, Serbien inklusive den von der Uno verwalteten Kosovo sowie Albanien. Mit der Begriffsschöpfung und den darauf basierenden regionalen Konzepten verfolgt die EU zweierlei. Zum einen soll diesen Ländern eine «europäische Perspektive» gegeben werden, wie es im Jargon heisst. Sie sollen durch Reformen beitragsfähig werden. Zum andern definiert der Begriff eine Region, deren Länder zur Zusammenarbeit angehalten werden. Mehr noch: Die regionale Kooperation gilt als wichtiges Kriterium für europäische Reife. In der Region ist der Begriff Westbalkan nicht beliebt. Manche befürchten, dass sich dahinter Bestrebungen für eine Neuauflage eines «südslawischen Völkerbunds» verberge. Andere empfinden die Kategorisierung als diskriminierend. Schliesslich sei man ein integraler Teil des kulturellen Europa, mit christlicher Religion, einem europäisch geprägten Islam und einem Nationskonzept, das auf die deutsche Romantik zurückgehe. Dies alles stimmt. Aber es gibt gute Gründe für die Gruppenbildung. Gewiss teilen Bulgarien und Rumänien (und auch Griechenland, das wegen seiner altgedienten EU-Mitgliedschaft kaum als Balkanland wahrgenommen wird) viele der Entwicklungsprobleme des Westbalkans. Aber die Länder des Westbalkans haben instabilere Gesellschaftsstrukturen und – mit Ausnahme Albanien – schwierige inter-ethnische Beziehungen. Es sind schwache Staaten, in denen sich Volksgruppen mit einem starken Selbstbewusstsein aneinander reiben.

Verwandtschaften und Zweckbündnisse: Dafür gibt es historische Gründe. Obwohl das geschichtliche Argumentieren in politischer Absicht auf dem Balkan ein alter und schlechter Brauch ist, soll versucht werden, einige Strukturmerkmale des Westbalkans historisch zu beleuchten. Wenn mein Nachbar in Belgrad zum Schluss kommt, seine Elektrizitätsrechnung sei zu hoch, dann ruft er nicht die vorgedruckte Telefonnummer für Reklamationen an, sondern seinen «Kum». Der Kum ist der Patenonkel seiner Tochter und arbeitet beim Elektrizitätswerk. Er hat einen Bruder (wir würden sagen Cousin) in der Buchhaltung. Der Kum ruft also seinen Bruder an und schildert ihm das Problem. Dieser setzt alle Hebel in Bewegung, denn mein Nachbar arbeitet auf einer Bank, und der Buchhalter würde nach der Heirat gerne eine Wohnung kaufen. Dazu braucht er einen Kredit.

Aber es geht hier nicht um ein rein ökonomisches Tauschgeschäft. Die erwähnten Personen bilden ein verwandschaftliches Netzwerk, indem man sich *langfristig* solidarisch verhält. Freundschaft in diesem Sinn ist nicht individuelle Zuneigung, sondern ein Zweckbündnis, was emotionale Nähe nicht ausschliesst. Die Pflege dieser Netzwerke ist ausserordentlich zeitintensiv, manchmal kurzweilig, oft aber auch anstrengend. Die Auflösung des Sozialstaates nach dem Zusammenbruch des Sozialismus hat diese familiären Netzwerke gestärkt. Vom Staat, seinen Institutionen und Beamten erwartet man nichts, jedenfalls nichts Gutes. Es sei denn, man habe «Zugang» über das verwandschaftliche Netzwerk.

Die Staatsferne und die damit einhergehende tragende Rolle der Verwandtschaft haben eine lange Geschichte auf dem Westbalkan. Das Misstrauen und die Distanz zur Obrigkeit und später zum Staat prägten die lange osmanische Epoche, als die mehrheitlich christlichen Balkanvölker fast ausschliesslich über Steuerabgaben ans Herrschaftssystem angeschlossen waren. Dies veränderte sich nach der Befreiung im 19. Jahrhundert nicht wesentlich. Denn die jungen Nationalstaaten wurden von einer schmalen Elite regiert, die in grosser Ferne von der mehrheitlich ländlichen Bevölkerung entschied. Die stärkste staatliche Durchdringung der Gesellschaft fand in der sozialistischen Periode nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Bildungsoffensiven, eine markante Emanzipation der Frauen, Industrialisierung und sozialstaatliche Leistungen schwächten die Verwandtschaftsnetzwerke und schufen ein neues Verhältnis zwischen Staat und Bürger – aber keineswegs ein demokratisches. Mitbestimmung war nicht oder nur sehr begrenzt gefragt. Aber staatliche Leistungen und ideologische Mobilisierung verkürzten die Distanz zwischen unten und oben. In der jetzigen Transformationsphase ist sie wieder gewachsen. Nachdem die Waffen schwiegen, hatten die Kriegsherren in Bosnien-Herzegowina, Serbien, Kroatien der Bevölkerung wenig zu bieten. Wachsende Ungleichheit, protzende Kriegsprofiteure und korrupte Politiker machten die Identifikation mit dem Staat nicht leicht.

Öffentlich und privat: In den letzten Jahren hat sich in allen Ländern vieles verbessert. Die Wirtschaft wächst recht schnell, wenn auch auf tiefem Niveau. Machtwechsel finden auf demokratischem Weg statt, und die Medien sind frei. Die Gefahr gewalttätiger inter-ethnischer Auseinandersetzungen scheint gebannt, mit Ausnahme Kosovos und – vielleicht – Mazedoniens. Serben fahren wieder an die kroatische Adriaküste in den Urlaub, und die Belgrader Partyszene hat regen Zulauf aus den Nachbarländern. Und dennoch: Die scharfe Trennung zwischen einer öffentlichen Sphäre, in der Rücksichtslosigkeit, Aggression oder wenigstens

Gleichgültigkeit dominieren (vom Autoverkehr über den schlampigen Umgang mit Abfällen bis zum Kampf vor dem Postschalter), und einer Privatsphäre, in denen Freunde und Gäste mit Rücksichtnahme, Grosszügigkeit und Wärme behandelt werden, besteht weiter. Die politischen Parteien knüpfen an bestehende Verwandtschaftssysteme an und haben sich zu Klientelstrukturen modernisiert. Gefolgschaft wird mit dem Versprechen belohnt, im Fall eines Wahlsiegs den Zugang zu Pfründen zu öffnen. Daraus wiederum resultiert der schonungslose Kampf in der Politik, bei dem Verleumdungen allseits akzeptiert sind und kaum je gerichtliche Folgen haben. Es geht um alles oder nichts: Wer seine Gefolgschaft ernähren kann, bleibt mächtig oder wird noch mächtiger. Wer in der Opposition seine Parteigänger darben lässt, riskiert, bedeutungslos zu werden. Auch der Nationalismus als Gemeinschaftsideologie bleibt dominierend und wird durch die Zugewinne an Sicherheit und Wohlstand kaum geschwächt. In diesen «Verwandtschaftsgesellschaften» (Karl Kaser) ist die Nation gewissermassen die Erweiterung der Familie, und bei Hochzeiten flattern stolz der weisse serbische oder schwarze albanische Adler an der Spitze des hupenden Autokonvois. Nation und Staat sind nicht deckungsgleich: Staatsbürger sind auch die «andern» in multi-ethnischen Gebilden wie Bosnien-Herzegowina, Serbien oder Mazedonien. Und die «unsern» leben zum Teil jenseits der Grenzen, als nationale Minderheit des Nachbarstaats. Dem unterentwickelten Staatsbürger-Verständnis steht ein übersteigertes Nationsbewusstsein gegenüber, das durch die national strukturierten Kirchen «sakralisiert» wird. Daraus resultieren noch heute die typischen Stabilitätsrisiken auf dem Westbalkan.

Visamauern: Die EU ist die wichtigste Modernisierungsagentur des Westbalkans. Sie betreibt ein «member-state-building», an deren Ende der Vollbeitritt steht. Das wichtigste Instrument dieser Modernisierung sind Geldflüsse, die an Bedingungen gebunden sind. Wer an die Gelder herankommen will, muss seine administrativen Strukturen so zurechten, dass sie in der Lage sind, die Mittel zu «absorbieren». Dem vorgelagert sind die Grundkriterien: ein funktionierendes demokratisches System und die Herrschaft des Rechts. Die Fortschritte auf dem Balkan seit dem Ende der Kriege sind zu einem guten Teil dieser «soft power» Brüssels zuzuschreiben. Die EU hat ein zweites Modernisierungsinstrument, das in manchem an die vergangene Grossmachtspolitik Europas auf dem Balkan erinnert: Die Protektorate in Bosnien-Herzegowina (seit 1995) und in Kosovo (seit 1999). Hier übt die EU, zusammen mit andern internationalen Akteuren, direkte Exekutivgewalt aus. Ob damit eine nachhaltige Modernisierung möglich ist, bleibt umstritten. Die Resultate bisher sind nicht

vielversprechend. Allerdings muss bedacht werden, dass die Voraussetzungen in diesen tief gespaltenen Nachkriegsgesellschaften besonders schwierig sind. Im Grunde haben die Reformen aber überall dasselbe Ziel: Die Staaten sollen multi-ethnische Rechtsgemeinschaften werden. Dies geht nur um den Preis der Schwächung der national grundierten Verwandtschaftsgesellschaften, die sich zu Institutionengesellschaften entwickeln müssen, in denen eher rechtsförmige Prozesse als verwandschaftliche Netzwerke die gesellschaftlichen Konflikte bearbeiten. Es leuchtet ein, dass unter dem europäischen Dach das einträchtige Nebeneinander in der multi-ethnischen Gemengelage eher möglich ist, als im Korsett von Kleinstaaten, die von Visamauern umgeben sind.

Einheit in der Vielheit: Aber es braucht auch die Reform von innen. Dabei soll für einmal der Akzent nicht auf die vielzitierte Bürgergesellschaft gelegt werden, sondern auf ein neues regionales Bewusstsein. Der Westbalkan muss sich selber neu definieren. Statt über böswillige Nachbarn zu lamentieren oder die Arroganz der EU-Funktionäre sollte sich die kulturelle Elite Gedanken machen darüber, was diese Region im Kern eigentlich ausmacht. Jenseits des «Türkenjochs», der Cevapi und der gemeinsamen Begeisterung für Eurovisionsongs balkanischen Ursprungs. Oder auch diesseits: Denn geteilte Geschichte, Kulinarik und eine grossartige Musiktradition sind vielleicht ein guter Anfang. Es ist wohl nicht zufällig, dass in Slowenien, das die grösste zeitliche Ferne zu Jugoslawien hat (und am wenigsten vom Krieg versehrt wurde), das Interesse an der zeitgenössischen musikalischen Produktion in den ehemaligen Schwesterrepubliken höchst lebendig ist. Die balkanische Musiktradition bietet den Slowenen mehr als das Oberkrainer-Erbe, sprachlich sind die Barrieren leicht zu überwinden, und ein gewisses provokatives Element bei der Verbrüderung mit den ehemaligen Feinden hat wohl auch seinen Reiz. Dabei geschieht so etwas wie die Wiederherstellung eines gemeinsamen Raumes der kulturellen Erfahrung. Ganz zwanglos «von unten» werden überraschende Ähnlichkeiten und inspirierende Unterschiede entdeckt. Dieser Prozess der regionalen Selbstverständigung wird nicht an der Grundidee der «Einheit in der Vielfalt» vorbeikommen. «Jugo-Nostalgie!» werden die Kritiker aufschreien. Man sollte sie beruhigen: Es ist auch die Idee der europäischen Einigung. ─

Andreas Ernst, Dr. phil., ist Südosteuropa-Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag* in Belgrad. Er arbeitet zudem an einem Forschungsprojekt über den Staatsbildungsprozess in Kosovo seit 1999, finanziert vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



Rohbau in Shkodër zwischen Tirana und Podgorica, Azra Aksamija



Spiegel oder Zerrbild?

Der kulturelle Wandel im postkommunistischen Albanien

Fatos Lubonja

Neoliberale Rowdys oder postkommunistisches Apparatchiks? Im seit den neunziger Jahren aus seiner stalinistischen Isolation herausgetretenen Albanien gibt es heute beides zugleich. Ein Bericht aus dem Innern eines ›hybridisierten‹ Landes – das uns den Spiegel vor die Nase hält I

Zur Beantwortung der Frage, auf welche Weise sich eine gesellschaftliche Realität verändern kann, drängen sich zwei diametral entgegengesetzte Theorien auf, jene von Marx und jene von Weber. Während ersterer argumentierte, dass der ökonomische Unterbau den sozialen Überbau bestimme und dass man daher bei der Wirtschaft ansetzen müsse, um auch die Gesellschaft zu verändern, behauptete letzterer – in *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* –, dass es im Gegenteil der ideologische Wandel sei, der die strukturellen Veränderungen bestimme.

Heute glauben wir zu wissen, dass im Rahmen des Prozesses der Veränderung einer Realität beide genannten Theorien miteinander im Wettstreit stehen. Die Dichotomie Unterbau/Überbau ist untrennbar mit der Dichotomie Notwendigkeit/Freiheit verknüpft, wobei unter ‚Freiheit‘ auch die Schaffung von Räumen zu verstehen ist, in denen die für die Veränderung einer Realität notwendigen kulturellen und ideologischen Instrumente entstehen können. Trotzdem stellt sich weiterhin die Frage, welches Rezept zum Erfolg und welches zum Scheitern führen dürfte. Zu berücksichtigen ist dabei auch unsere postmoderne Auffassung, der zufolge die Zukunft nicht die abgeschlossene Umsetzung einer progressistischen Utopie sein kann, sondern das Ergebnis einer Vielzahl von Bewegungen, Werten und Ansichten ist.

Die Entzauberung ideologischer Mythen: Zu welcher Antwort kommt man nun, wenn man die Veränderungen analysiert, die sich in einem ehemals kommunistischen Land wie Albanien abspielen? In kaum einem anderen früheren Ostblockstaat klaffte ein so tiefer Graben zwischen der vom kommunistischen Regime hinterlassenen Realität und der neuen Realität, die zur Grundlage für die Integration Albaniens in die europäische Familie werden sollte. Durch das bis 1991 herrschende stalinistische Regime war das Land vom Rest der Welt isoliert, und zwar sowohl vom Westen als auch von den anderen Staaten des Ostens. Dies macht Albanien in mehrfacher Hinsicht zu einem interessanten Anschauungsobjekt: Einerseits ist zu beobachten, in welchem Mass eine gesellschaftliche Realität durch neue Ideen umgestaltet werden kann und wie stark diese durch strukturelle Veränderungen, aber auch durch die im Hintergrund immer noch präsente vormalige Kultur beeinflusst werden; und andererseits lässt sich feststellen, in welchem Mass sich die Reformen der wirtschaftlichen Strukturen auf die Schaffung einer neuen Kultur auswirken konnten und wie weit diese Entwicklung bisher fortgeschritten ist.

Die grössten kulturellen Herausforderungen auf dem Weg zur Annäherung der albanischen Gesellschaft an Europa stehen im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, diese Gesellschaft durch

die Entzauberung ideologischer Mythen von der nationalkommunistischen Ideologie der Gehirnwäsche zu entgiften, die Katharsis als Erlösung, aber auch als Mittel zur Propagierung der Werte des Humanismus, des kritischen Denkens und der universellen Menschenrechte zu verstehen und sich der Denkweise, der Sprachen und der Ausdrucksmittel bewusst zu sein, die sich während der Isolation Albaniens im Westen entwickelten. Es handelt sich im Grunde genommen um nichts anderes als die typischen Herausforderungen des Übergangs von einer totalitären Ideologie, die über das Monopol der Wahrheit verfügte, zu einer Kultur der Entwicklung der Persönlichkeit und der Integrität des einzelnen über den Weg der Vermittlung und Verbreitung der Pluralität der Werte, was auch die Förderung von Minderheitenkulturen und das Wiederaufleben der drei unter kommunistischer Herrschaft verbotenen religiösen Konfessionen (muslimisch, christlich-orthodox und katholisch) umfasst.

Kulturelle Hybridisierung: Was in den 16 Jahren seit den ersten freien Wahlen geschehen ist, lässt sich mit einer Hybridisierung vergleichen: Die kulturellen ‚Keimlinge‘ aus dem Westen wurden nicht auf neutralem Untergrund angepflanzt, sondern einfach auf den Stumpf der vormaligen Kultur gepflanzt. Die westlichen Einflüsse wurden nach den Methoden der früheren Kultur aufgenommen, das heisst, in mythisierender Art und Weise und völlig unkritisch. Der unter dem Banner des Neoliberalismus eingeführte Kapitalismus basierte ausschliesslich auf der westlichen Geschäfts- und Handelskultur. Aus heutiger Sicht könnte man von einer nur oberflächlichen Entkommunistifizierung sprechen, nicht aber von einer Katharsis, einer Neuschreibung und Befreiung der Geschichte von nationalistischen Mythen oder der Einführung einer kritischen Geisteshaltung, alles unverzichtbare Grundlagen, um sich einer neuen Kultur öffnen zu können. Von zentraler Bedeutung für das Entstehen der heutigen Zittersituation war der Umstand, dass die politische und kulturelle Macht in Albanien in den Händen derselben Elite blieb, die die nationalkommunistische Kultur hervorgebracht hatte. Die sogenannte demokratische Revolution führte nicht zu einem Sturz, sondern lediglich zu einer Neuorientierung der kommunistischen Elite.

Lukrative Geschäfte: Dennoch lässt sich aber nicht behaupten, dass es sich hierbei um einen rein kulturell oder politisch begründeten Fehlschlag handelt. Parallel zum beschriebenen Prozess der kulturellen Hybridisierung fand auch eine Veränderung der wirtschaftlichen Strukturen des Landes statt. Als sich Albanien der Marktwirtschaft öffnete, war die Wirtschaft des Landes völlig am Boden und absolut nicht imstande, im

freien Wettbewerb mithalten zu können. Dies hatte zur Folge, dass der Verkauf der Arbeitskraft an den Westen sowie Drogenhandel und Prostitution die besten Möglichkeiten boten, das Überleben zu sichern, was wesentlich zum massiven Exodus der Albaner Anfang der Neunzigerjahre beitrug. Im Land selbst führte der Siegeszug des Neoliberalismus zu einer Welle von Privatisierungen von staatlichem Eigentum und einer Laisser-faire-Mentalität, die den idealen Nährboden für Irregularität und Kriminalität bildete. Aus der Politik, die eigentlich die Aufgabe gehabt hätte, den freien Wettbewerb zu schützen und zu fördern, wurde in diesem Umfeld ebenfalls ein extrem lukratives Geschäft. Nach 16 Jahren des Bemühens, eine freie Marktwirtschaft zu etablieren, kann Albanien heute immer noch kaum ein Fünftel dessen, was im Land konsumiert wird, selbst erwirtschaften – den grossen Rest steuern die emigrierten Albaner, Drogenhandel und Prostitution sowie ausländische Hilfgelder bei. Eine derartige wirtschaftliche Struktur hat einen massgeblichen Einfluss auf die Politik und auf den Überbau im allgemeinen. Das Gewicht der inoffiziellen, teilweise sogar kriminellen wirtschaftlichen Akteure, einer Minderheit, die sich auf schwindelerregende Art und Weise bereichern konnte, ist so gross, dass es schwierig ist, eine neue Politik zu etablieren.

Medialer Machtmissbrauch: Die herrschende wirtschaftliche Struktur hat ihre eigenen Machtinstrumente geschaffen. Eine zentrale Rolle spielen in diesem Zusammenhang die Medien: In Albanien mit seinen nicht einmal drei Millionen Einwohnern gibt es rund 80 nationale und lokale Fernsehsender sowie nicht weniger als 33 Tageszeitungen – eine beispiellose Aufblähung des Mediensektors, die in krassem Gegensatz zu den Gesetzen des freien Marktes steht. Finanziert werden diese Medien vorwiegend auf der Basis von Machtmissbrauch und manipulativer Einflussnahme. Ihre Eigentümer, in der Mehrzahl Bosse grosser Bau- oder Handelsunternehmen, kontrollieren die Vergabe öffentlicher Ausschreibungen, die Verwendung von Bauland und den Handel und «optimieren» ungestraft ihre Steuern. Während die Mitglieder der sogenannten kommunistischen Intelligenzija in den ersten Jahren ihr wirtschaftliches Überleben sicherten, indem sie für verschiedene Nichtregierungsorganisationen arbeiteten, mit deren Hilfe der Westen eine Zivilgesellschaft nach seinen Vorstellungen etablieren wollte, versuchten später im Zuge der Konsolidierung der inoffiziellen und kriminellen Wirtschaftszweige und ihrer wachsenden Einflussnahme auf den Staat die meisten von ihnen, entweder in diesen Bereichen Arbeit zu finden oder in die Politik zu gehen, deren Unabhängigkeit stetig abnahm. Tatsächlich gelang es einem grossen Teil der Intellektuellen, die bis dahin auf das Geld des Westens in Form von

eher bescheidenen Zuwendungen durch westliche Nichtregierungsorganisationen wie die Soros-Stiftung oder Pro Helvetia angewiesen waren oder die sich im Ausland aus- oder weitergebildet hatten, in diesen Branchen, wo sich ihnen weitaus bessere Verdienstmöglichkeiten boten, Fuss zu fassen. Innerhalb kürzester Zeit verwandelte diese Industrie die Mehrheit der Journalisten und Intellektuellen des Landes in Lohnempfänger im Dienste ihrer Interessen und machte aus den Medien wirkungsvolle Instrumente zur Verteidigung ihrer Profite. Die Kultur, die aus dieser Entwicklung hervorging, ist nichts als eine Kultur des Konsums, der vom Fernsehen vorgespiegelten Wirklichkeit, der blässlichen Stereotypen und der Rubbellose.

Spiegel des westlichen Kapitalismus: Das auf diese Weise entstandene System ist ein Zwitter, der deutliche Merkmale der ehemaligen Ideologie aus einer Zeit aufweist, als die Medien kleine Rädchen im kommunistischen Gehirnwäscheapparat waren, gesteuert von der Politik, die zur Erhaltung der Herrschaft der Nomenklatura gleichzeitig auch die Wirtschaft kontrollierten. Im Unterschied zu damals sind das wichtigste Instrument zur Bewahrung der Macht heute jedoch nicht mehr die Polizei oder die Geheimdienste, sondern die Medien, die die Gehirnwäsche einfach mit anderen Mitteln fortsetzen.

Natürlich könnte man an dieser Stelle einwenden, dass die Konzentration der politischen, medialen und finanziellen Macht in den Händen weniger Personen auch im Westen kein unbekanntes Phänomen ist. Sicherlich ist es auch zutreffend, dass der Westen, auch wenn er den Kalten Krieg gewonnen hat, weit davon entfernt ist, den Krieg gegen die Mafias im Osten zu gewinnen und dort seine kulturellen Werte durchzusetzen – zumal er diesen Kampf auch auf eigenem Terrain auszufechten hat. Dieser Einwand ist berechtigt, auch wenn die Unterschiede natürlich enorm sind. In gewisser Weise scheint Albanien im Rahmen der Hybridisierung ausgerechnet die dunkelsten Seiten des westlichen Kapitalismus übernommen zu haben und wirkt nun wie ein Spiegel, in dem sich dem Westen das Zerrbild seiner beklagenswertesten Eigenschaften präsentiert. Genau aus diesem Grund können die kulturellen Herausforderungen Albaniens nicht losgelöst, sondern nur als fester Bestandteil der kulturellen Herausforderungen ganz Europas betrachtet werden. ▢

Aus dem Französischen von Reto Gustin

Fatos Lubonja, 1951 in Albanien geboren, ist Schriftsteller, Journalist und Herausgeber der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift *Përpjekja*. Während des kommunistischen Regimes war er von 1974 bis 1991 Jahre politischer Gefangener. Lebt zwischen Tirana und Florenz.

Nationale Werte und Subversion

Kosovos neue Kunst am Scheideweg

Shkëlzen Maliqi

Offizielle versus alternative Kunstszene. Im Kosovo mit seiner regen Avantgarde zeitgenössischer balkanischer Kunst wird von staatlicher Seite vor allem die institutionelle Kunst ins Licht gerückt. Der Kunstkritiker Shkëlzen Maliqi über die Hintergründe und Perspektiven einer Auseinandersetzung I

Die Szene der zeitgenössischen visuellen Künste im Kosovo entstand etwa Mitte der Neunzigerjahre, entwickelte sich rasch weiter und erreichte ihren vorläufigen Höhepunkt in den Jahren 2003/2004, als eine Gruppe von Künstlern aus dem Kosovo, in der Mehrzahl Vertreter jüngerer Generationen, den Sprung auf die Bühne der internationalen Kunstszene schaffte. Besuche renommierter Kuratoren und die Teilnahmen kosovarischer Künstler an explorativen Ausstellungen ›balkanischer Kunst‹ (wie Harald Szeemanns *Blut & Honig – Zukunft ist am Balkan*, 2003 in Wien oder René Blocks *In den Schluchten des Balkans. Eine Reportage*, 2003 in Kassel) machten die Namen einiger regionaler Künstler schlagartig bekannt. René Block kam später noch einmal in den Kosovo zurück und sagte gegenüber der Zeitung *Java*, was er im Kosovo entdeckt habe, sei «*die Avantgarde der zeitgenössischen balkanischen Kunst*».

Mit Ausnahme von Sisley Xhafa, der sich ohne fremde Schützenhilfe im Westen einen Namen machen konnte, profitierten die meisten anderen Vertreter der neuen kosovarischen Kunstszene stark von diesen Kollaborationen, unter ihnen Sokol Beqiri, Erzen Shkololli, Jakup Ferri, Lulzim Zeqiri, Albert Heta, Dren Maliqi, Fitore Isufi Koja, Merita Koci, Driton Hajredini, Alban Muja und viele mehr. Diese Künstler machten vor allem mit brillanten Videokunstwerken auf sich aufmerk-



Strasse in Pristina, Kyong Park

sam, die nach Ansicht der slowenischen Kuratorin Nadja Zgonik zu den qualitativ hochstehenden in ganz Europa gehören. Weitere wichtige Akteure der kosovarischen Kunstszene sind der Künstler und Professor Mehmet Behluli sowie die Theoretiker und Kritiker Sezgin Boynik und Vesa Sahatçiu. Im Kosovo selbst präsentierte sich die neue einheimische Kunstszene vorwiegend in der Galerie Exit in Peja und in letzter Zeit auch in den Ausstellungsräumen *Rizoma* und *Stacion* in Pristina.

Aus dem Nichts entstanden?: Im Unterschied zu anderen osteuropäischen Ländern, in denen auch während der langen Jahre kommunistischer Diktatur versteckte Bewegungen für zeitgenössische Kunst existierten, schien die neue kosovarische Kunst wie aus dem Nichts aufgetaucht zu sein,



ähnlich wie dies auch im kurdischen Gebiet der Türkei der Fall war. In beiden «verlorenen Regionen» – sowohl im Kosovo als auch in der türkisch-kurdischen Provinz Diyarbakir – brachten die lokalen künstlerischen Kreise «überraschenderweise» eine Welle neuer Talente hervor, die für ihre Arbeiten neue Medien verwendeten und sich einer modernen oder sogar postmodernen Sprache bedienten.

Sichtbar wurden die ästhetischen und inhaltlichen Ähnlichkeiten zwischen den Kunstszenen des Kosovo und Diyarbakirs bei einer von der WHW-Gruppe kuratierten gemeinsamen Ausstellung im kroatischen Zagreb (*M'vyn ndrim radikal – Ich brauche eine radikale Veränderung*, Galerie Nova, 2004). Für die Kuratoren repräsentierten die Künstler der beiden Regionen eine unverfälschte und ursprüngliche Kunstszene. Was sie tatsächlich repräsentierten,

war der Osten. Zur Bewertung der kosovarischen Kunstszene als «Avantgarde» meinte der albanische Kurator Edi Muka zynisch, die Künstler aus dem Osten seien in Tat und Wahrheit «*die neuen Proletarier der Kunstwelt*», die keine Aussicht darauf hätten, sich im Mainstream der westlichen Kultur zu etablieren. Überhaupt wurde zunehmend Kritik an der Sichtweise laut, man habe es hier mit «*Entdeckungen*» aus einer Kunstszene zu tun, die «*wie aus dem Nichts*» entstanden sei. Szeemann, Block und anderen wurde vorgeworfen, sie würden die neue kosovarische Kunst als «*exotisches Produkt*» für den postkolonialen Kunstmarkt betrachten und behandeln.

Hilfe aus dem Westen: Doch nun, da die Karawane der Kritiker und Kuratoren wieder weitergezogen ist, steht die zeitgenössische kosovarische

Kunst – ebenso wie die Kunst aus dem Osten im allgemeinen – vor der klassischen Herausforderung desjenigen, der in der verzweifelten Situation des Proletariers steckt: ohne Hilfe aus dem Westen zu überleben und weiterzubestehen.

In ihrer Blütezeit erhielt die kosovarische Kunstszene von vielen Stiftungen aus dem Ausland Unterstützung, so in den Neunzigerjahren vor allem von der Soros-Stiftung und zwischen 2003 und 2006 von der deutschen Bundeskulturstiftung, die im Rahmen ihres Projekts *relations* beträchtliche Beträge investierte. In letzter Zeit war auch Pro Helvetia unterstützend aktiv. Zwar expandiert die Kunstszene stetig, produziert laufend neue Trends, wie die Wiederentdeckung der Malerei (Vigan Nimanji u.a.), und macht neue Namen bekannt (zum Beispiel den Videokünstler Nurhan Qehaja), doch gleichzeitig beginnt ihr allmählich die Luft auszugehen, weil es an Mitteln mangelt und es keinen eigenen Kunstmarkt gibt.

Parallelwelten: Während des serbischen Regimes hatten die Kosovaren gelernt, sich parallele Leben und Zirkel aufzubauen, die völlig unbeeinflusst von der Aussenwelt funktionieren. Nach zwei Jahrzehnten der Opposition gegen das serbische Regime und die von ihm verordnete Realität kümmerte es die zeitgenössische Kunstszene im Kosovo wenig, dass sie von den kosovarischen Institutionen keine Unterstützung erhielt, da diese Institutionen aus ihrer Sicht Teil der ›Parallelwelt‹ waren, mit der sie möglichst wenig zu tun haben wollte. Auch nach dem Krieg und der Einsetzung einer internationalen Verwaltung im Kosovo änderte sich nichts daran, dass es weiterhin zwei getrennte Kunstszene gab: eine, die sich selbst als die ›offizielle‹ Szene sah, weil sie von Institutionen unterstützt wurde und eine Akademie, Galerien und eine ›Tradition‹ besass; und eine andere, die bis heute ausserhalb der Institutionen funktioniert, mit improvisierten Räumlichkeiten, informellen Schulen und subversiv scheinenden Methoden. Diese zweite, kreativere und dynamischere Szene fand rasch den Weg in die grossen europäischen Ausstellungen. Ihre Künstler gelten als neugierig, mutig und reflektierend, ausgestattet mit einem kritischen Blick auf die wahren Probleme der Gesellschaft und auf die Rolle, die Kunst in ihr einnimmt.

Die ›offizielle‹ Kunstszene hingegen, die sich als Hüterin der grossen kosovarischen Traditionen sieht, hat keine Antworten auf die Herausforderungen der neuen Epoche gefunden. Dies gilt auch für die qualitativ hochstehendsten Kunstwerke der modernistischen Generation. Ein Beispiel dafür ist Muslim Mulliqi, der verstorbene Doyen der kosovarischen Malerei, dessen Arbeiten in den Neunzigerjahren zwar enorm ausdrucksstark waren, gleichzeitig aber auch immer introspektiver, düsterer und schwermütiger wurden.

Kein gemeinsamer Nenner: Die beiden Szenen haben keinen gemeinsamen Nenner, nichts und niemand verbindet sie. Die institutionelle Kunst schien sich an das Motto ›In Zeiten des Krieges bleibt kein Platz für Kunst‹ zu halten und flüchtete sich in Politik und Ideologie. Es war kein Zufall, dass nach der Befreiung des Kosovo von Serbien und der Einsetzung der internationalen Verwaltung mit Ibrahim Rugova ausgerechnet ein Schriftsteller erster Präsident des Kosovo wurde. Die nicht institutionelle, subversive Kunstszene war im Vergleich dazu die patriotischere, verschrieb sie sich doch der künstlerischen Opposition gegen die Unterdrückung. Auch wenn die extremistischen Lautsprecher der ›offiziellen‹ Kunstszene ihre Anschuldigungen gegenüber der neuen Kunstszene nie einstellten und ihr sogar vorwarfen, Tradition und ›nationale Werte‹ zu verraten, so war es doch genau diese neue Szene, die mit ihrer Subversivität den Feldzug gegen jegliche Okkupation und gegen die Einschränkung der Freiheit anführte. Dazu bediente sie sich der modernsten Mittel und einer Sprache, die weit über die Grenzen des Kosovo hinaus verstanden wurde.

Aber die Defensivität und Nüchternheit der offiziellen Kunst auf der einen und die Offenheit und Kreativität der neuen Kunstszene auf der anderen können nicht für immer getrennt voneinander bleiben. Die beiden Szenen stehen vor einer entscheidenden Konfrontation. Die alternative Kunstszene strebt die Legitimierung ihrer Präsenz und ihres Einflusses an. Zentrales Thema wird dabei eine Neuverteilung der bisher monopolisierten öffentlichen Gelder sein. Der ungeklärte politische Status des Kosovo diene bisher als Alibi, um internen Konfrontationen aus dem Weg zu gehen, doch damit muss es nun vorbei sein. Die zeitgenössische kosovarische Kunst hat von der ›neokolonialen‹ Unterstützung profitiert, und sei es nur, dass diese von Künstlern genutzt wurde, um sich in den Westen abzusetzen. Aber jene Künstler, die sich für den Verbleib im Kosovo entschieden haben, wissen nun, dass es für sie noch etwas Gefährlicheres als ihre Vereinnahmung durch den Westen gibt: ihre Kolonialisierung durch die engstirnige Kulturpolitik und -tradition einer vergangenen Zeit. ─

Aus dem Englischen von Reto Gustin

Shkëlzen Maliqi ist einer der führenden Philosophen und Kunstkritiker Kosovos, Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei und Autor zahlreicher Bücher und Artikel zur Kunst und Politik Albanien.

«Unten links» Südosteuropa vom Balkon aus gesehen

Sonia Zoran

Der Blick von ihrem Westschweizer Balkon in Richtung Südosten setzt bei der Journalistin und Dokumentarfilmerin

Sonia Zoran die Himmelsrichtungen in Bewegung. Und eine Familiengeschichte, die von Jugoslawien über Ex-Jugoslawien bis in die Schweizer Gegenwart führt |

Als ich ein kleines Mädchen war, mochte ich das Wort Balkan sehr, weil es ähnlich klingt wie Balkon. Und jeden Abend (oder fast) ging ich auf den Balkon hinaus, um die Sonne zu betrachten, die über dem Jura unterging. Ich träumte davon, dorthin zu reisen, weit weg, auf die andere Seite der Berge und, wenn möglich, auf die andere Seite des Atlantiks. Und trotzdem liebte ich die Leute aus dem Osten, weil ich den Eindruck hatte, sie konnten besser Ball spielen...

Wie mein Vater.

Mein Vater konnte mit drei Bällen gleichzeitig jonglieren, und er machte auch den Seehund im Schwimmbaden nach wie kein anderer.

Als mein Vater in die Schweiz kam, ohne den Gedanken zu bleiben, war er Basketballspieler und Student. Jahre später, als ich schon auf der Welt war, war er nicht mehr Student, sondern lieferte Waren aus, verwaltete ein Magazin, reparierte Musikboxen und war vor allem Familienvater.

Es hiess von meinem Vater, er komme aus einem Land im Osten, doch er fand, das stimme nicht. Das sei komplizierter, er sei Jugoslawe, aber auch staatenlos. Und ich fragte mich, was die Balkanländer, der Osten und Westen mit all dem zu tun hatten.

Das war so kompliziert, dass ich ihn immer in mir trug. Und wenn ich von Amerika träumte, abends auf meinem Lausanner Balkon, dachte oder vielmehr spürte ich die andere Seite, den gelegneten Kontinent, der wie hinter mir war, wie eine frühere Silhouette...

Das ist kompliziert, ich weiss, doch so war das nun mal in meinem Kopf. Zumal meine Mutter eine sehr eigenartige Vorstellung von Geographie hatte,

ohne Breiten- und Längengrade, sondern mit Richtungen, die immer von uns zu Hause ausgingen. So befand sich für sie der Jura oben rechts und Jugoslawien unten links. Der Genfersee, an dem sie aufgewachsen war, war natürlich das Zentrum.

Scrabble in vier Sprachen: Manchmal kamen die Verwandten von unten links hereingeschneit, meine Tante aus Skopje kniff mich in die Wangen, bis es mir weh tat. Die Onkel aus Zagreb und Split spielten mit meinem Vater Schach und fuhren mit uns Schlitten. Ich fand sie schön, anders als wir, laut, finster und lustig zugleich. Auch wenn wir uns nur selten sahen, auch wenn wir viel weniger gemeinsame Erinnerungen hatten als mit den Schweizer Verwandten mütterlicherseits, gehörten auch sie zu unserer Welt, unsere Cousins, Cousinsen, unsere Küche voll Zwiebeln und Geschrei. Unsere Partien Scrabble in vier verschiedenen Sprachen, je nachdem, was jeder einzelne von uns lernte.

Im Laufe der Zusammenkünfte und Ferien lernte ich, so gut es eben ging, jene geometrisch variable Sprache, das Serbokroatische, das heute als Serbisch, Kroatisch und Bosnisch angegeben wird. Ich lernte, Stalinismus und Titoismus zu unterscheiden, ich verstand die Familienpolemiken zwischen denen, die sich angeblich für Kroaten, ja Slowenen hielten, und den anderen, denen das völlig egal war, je nach dem Ort, an welchem sie geboren wurden, in jener Bahnhofsvorsteherfamilie in ständiger Bewegung, von den Ebenen mit Paprikaschoten und Zigeunern in Serbien bis hin zu den Ufern der Adria. Ich spann meine eigenen Beziehungen zu den Tränen auf den Bahnsteigen,



Enver Hoxha's Pyramide in Tirana als öffentliche Rutschbahn, *Ana Dzokic*



den ersten Liebschaften, meinem Interesse für Blockfreiheit und Selbstverwaltung während meines Studiums der politischen Wissenschaften. Als dann der Krieg ausbrach, war es so, als ob mein anderes Haus, das wackligere, brannte.

Mit einem Gefühl von Dringlichkeit und Eindeutigkeit arbeitete ich oft in Ex-Jugoslawien, doch auch mit der Leidenschaft und den Ängsten einer jungen Journalistin. Ich meinte, man brauche nur gut zu beobachten, zu erzählen und zu erklären, um seinen Beitrag zum Löschen der Feuersbrunst zu leisten. Ich sah lebende Tote, die mich baten, darüber zu berichten, und mir wurden die Grenzen meines Berufs, der angeblichen Zivilisation und der Wörter klar, und gleichzeitig entdeckte ich den Abgrund, der sich in mir öffnete: Ich wurde nicht mehr nur zwischen Osten und Westen hin- und hergerissen, sondern auch zwischen ähnlichem Wahnsinn, der regelmässig Menschen im Namen von manchmal historischen, meist aber hysterischen Namen gegeneinander aufbringt.

Angst vor dem Anderen: Ich lernte unten links, dass ich nie mehr würde dulden können, dass im Namen einer angeblich kulturellen oder religiösen Überlegenheit Kulturen einander gegenübergestellt werden, ich lernte, dass sich Identitätssuche nie auf Reinheit oder Ablehnung des Anderssein stützen darf. Das wusste ich zwar schon vorher, man hatte es mich gelehrt, doch ich hatte es nicht stark genug aus meinem Bauch heraus gespürt, wie bei jenen Scheusalen, welche die Belagerung von Sarajevo mit dem jahrhundertealten Kampf gegen den Islam rechtfertigten, oder jenen Frömlern aller Couleur, die vor Kanonen, brennenden Häusern oder Flüchtlingskolonnen standen und von einem Gott erzählen konnten. Ich hatte es vorher gelernt und glaubte – wahrscheinlich wie Sie auch –, dass das jedermann ganz klar war. Doch dem war in den Balkanländern am Ende des 20. Jahrhunderts nicht mehr so.

Doch was mich die Balkanländer heute lehren, weil ich oft dorthin, in jene Nachbarländer, die nicht mehr ganz verfeindet, aber auch noch nicht wirklich befreundet sind, zurückkehre, besteht nämlich darin, dass das heute nicht mehr ganz klar ist, bei uns im Westen. Und oben rechts.

Bei uns nämlich ist die Rede von Zivilisationschock. Bei uns werden bestimmte Immigranten als «nicht integrierbar» bezeichnet. Bei uns geht eine Angst vor dem Anderen, dem Anderswo und den Armen als Eindringlingen um.

Der Traum des Westens: Letzten Herbst traf ich mich für ein Dokumentarfilmvorhaben in Belgrad mit Biljana Djurdjević, einer tollen Malerin mit einem ebenso präzisen wie spitzen Pinsel. Diese junge Frau, die vor den amerikanischen Angriffen von Bush in Bagdad gelebt hatte, stellte einfach

fest – vor ihren Bildern mit missbrauchten Kindern oder in Einkaufswagen evakuierten alten Menschen –, dass der Nationalismus zwar aus Belgrad, nicht aber aus der Region verschwunden sei und dass er anderswo auf der Welt wieder auftauche. Lako Nikolić, ein junger Schauspieler, der Donald Duck synchronisiert und dank der Assimil-Methode fast perfekt französisch spricht, sagte mir, er mache sich Sorgen um Frankreich und die Zukunft dieses Landes, falls nicht neue Denkmäler in Bezug auf die Nation und Förderungsarten in Bezug auf den nationalen Zusammenhalt eingesetzt würden. Diese Künstler – wie auch jene Kosovaren, die freiwillig oder zwangsweise aus der Schweiz oder Deutschland nach Pristina zurückgekehrt sind –, versuchen, den Traum aus dem Westen in strahlendweissen Hotels und bunten Tankstellen neu zu erschaffen und sehen ganz klar, wie es um sie steht und wo sie sind, nämlich auf einem Brachland, an einem Rand, in unserem «Zentrum der Welt».

Und wie zu Beginn des Krieges möchte ich sagen, dass wir uns täuschen. Die «Jugos», denen wir regelmässig die Einbürgerung verweigern, halten heute dem Populismus als Munition her, dabei haben sie sich mit Nation vollgestopft bis zum Kotzen, bis zum tot Umfallen, während wir uns heute krampfhaft an einem Ideal des Schweizseins festhalten, das in Friedenszeiten wieder zum Réduit wird. Einem Réduit, eingelassen in ein Europa, das sich gegenüber Migranten aus dem Süden und dortigen Aufständen wie ein Bollwerk verhält.

Und heute auf meinem Balkon blicke ich dorthin, weil ja zwischen dem Osten und dem Westen der Süden liegt. —

Aus dem Französischen von Markus Hediger

Sonia Zoran, 1965 in Vevey geboren, wuchs in Lausanne auf. Nach dem Lizentiat in politischen Wissenschaften an der dortigen Universität war sie Mitbegründerin des *Nouveau Quotidien* und reiste regelmässig als Sonderkorrespondentin nach Ex-Jugoslawien. Ab 1997 war sie als freischaffende Journalistin tätig, bis sie schliesslich das Radio entdeckte. Seit April 2007 produziert und moderiert sie die wöchentliche Sendung *Comme un soleil...* auf Radio Suisse Romande I.

Dieses freie, korrumpierte Land Die Ukraine neu denken

Juri Andruchowytch

Umstürze, Wahlen, orange Revolutionen und blaue Revanchen – die Ukraine der letzten Jahre zeigt sich hin und her gerissen zwischen Erneuerungsdrang und Rückzug in tradierte Machtmuster. Eine goldene Zeit für dramatische Brüche, intellektuelle und künstlerische Provokationen, meint Juri Andruchowytch. Und geht damit selber voran |

Sándor Márai, ungarischer Romancier des vergangenen Jahrhunderts, zitiert in seinen faszinierenden Erinnerungen an die ersten Nachkriegsjahre den sehr treffenden Gedanken, dass eine Änderung des Gesellschaftssystems einer unglaublich komplizierten Geschlechtsumwandlung gleicht. Ergebnis der Operation sollte sein, dass der Mann zur Frau wird und die Frau zum Mann. Jedoch kommt meistens ein Zwitter dabei heraus. Anzeichen einer solchen Zwitterigkeit gibt es in der heutigen Ukraine mehr als genug. Hier nur ein paar Beispiele.

Einerseits – andererseits: Einerseits gibt es im Lande offenbar Pressefreiheit und, mehr noch, die Freiheit zu kritisieren, andererseits aber sind Gerichte und Organe der öffentlichen Ordnung total korrumpiert, was bedeutet, dass der Bürger praktisch keine Möglichkeit hat, seine Interessen auf rechtstaatlichem Weg zu verteidigen. Einerseits entwickelt sich die Privatinitiative, vor allem im Bereich des sogenannten «kleinen und mittleren Unternehmertums», andererseits diktieren die allgegenwärtigen ökonomischen Oligarchenklans die Spielregeln und können, wenn es sein muss, dieses «kleine und mittlere Unternehmertum» jederzeit ruinieren und vernichten. Einerseits wachsen Rolle und Einfluss nichtstaatlicher gesellschaftlicher Organisationen, auch solcher, die die Menschen- und Bürgerrechte verteidigen – andererseits gehören Auftragsmorde, Folter und unbedingt das Abhören von Telefonen zu den üb-

lichen Arbeitsmethoden der Rechtsschutzorgane. Einerseits die völlig moderne und proeuropäische Rhetorik aller führenden politischen Lager, andererseits deren überwiegende Ausrichtung auf «bedeutend effektivere» russische autoritäre Muster, auf «Geheimdiplomatie» und ununterbrochenen gegenseitigen Verrat. Einerseits das Entstehen einer aktiven, auf zeitgenössische innovative Tendenzen ausgerichteten Kulturszene, andererseits von russischer Massenkultur beherrschte Medien.

Zu jedem «einerseits» lässt sich bei uns mindestens ein «andererseits» finden. Dass das Land voller Widersprüche und Gegensätze steckt, ist eine leere Phrase. In Wirklichkeit nämlich steckt es nicht voll davon, sondern es ist daraus gemacht. Ein Organismus, der einem die zwitterigen gesellschaftlichen Veränderungen, von denen Sándor Márai vor 60 Jahren so bitter wie treffend schrieb, lebendig vor Augen führt.

Die Politisierung: Die orange Revolution, an die nicht mehr zu erinnern ich mir in den letzten zwölf Monaten schon dreimal geschworen habe, ein Schwur, den ich jetzt zum dritten Mal breche, war erstens das Wahrwerden von Hoffnung, zweitens eine konsolidierte Anstrengung, die «Zwitterigkeit zu überwinden» und zur Normalität zurückzufinden. Daher auch die grosse Bedeutung des Engagements der Künstler und Intellektuellen. All das war nicht aus dem Nichts entstanden, sondern ein paar Jahre gereift, seit dem Jahr 2001, als

es in der Hauptstadt die ersten Proteste gegen das zwittrige Regime des damaligen Präsidenten gab, gegen dessen immer offensichtlicheren Wunsch, zum früheren ›Geschlecht‹, dem totalitären, zurückzukehren. Seitdem politisierten sich die intellektuell-künstlerischen Milieus immer mehr. Im Jahre 2004 kulminierte dieser Prozess in einem allumfassenden historischen Momentum, das praktisch jeden von uns mobilisierte. Es war einfach unmöglich, da abseits zu stehen. Als Folge verwandelte sich die orange Revolution und ihr Epizentrum, der Unabhängigkeitsplatz in Kiew, in eine Art ›Mega-Kunstwerk‹, und die Attribute, welche die Revolution erhielt, stammen überwiegend aus dem kulturellen Diskurs. Postmodern wurde sie genannt, karnevalistisch, Liederrevolution, natürlich nach guter mitteleuropäischer Tradition.

Die niederschmetternde Enttäuschung: Warum hat sich dieses seltsame und zweifellos wunderbare Ereignis, das wichtigste in der neuen ukrainischen Geschichte, in eine so niederschmetternde Enttäuschung verkehrt?

Erstens wegen des Infantilismus seiner Teilnehmer – der ›Bürger des Maidanplatzes‹, aktivster und bester Teil der Gesellschaft –, die nicht verstanden, dass der Sieg der Opposition bei den Wahlen (im sogenannten dritten Durchgang) nicht das Ende, sondern erst der Anfang war. Als die Zelte abgebrochen wurden, begann ein selbstverschuldeter Prozess der Entfremdung des ›Maidan‹ von der aktiven Politik – zusammenpacken und ab nach Hause. Und die ›neue Macht‹ blieb allein, ausgestattet mit einem unerhörten ›Vertrauensvorschuss‹, der sich als nicht sehr tragfähig erweisen sollte, und mit der undankbaren Aufgabe, die gesellschaftliche Transformation zu vollziehen.

Zweitens wegen des zusammengewürfelten und wiederum zwittrigen Charakters eben dieser ›neuen Macht‹, was zu chronischem Streit (bis hin zu offener Feindschaft) in ihren Reihen führte. Interne Kämpfe und gegenseitige Diskreditierungen, multipliziert mit ihrer durch nichts mehr beschränkten Veröffentlichung und Verbreitung in den jetzt schon freien Medien, haben den Wahlerfolg der ›Gestrigen‹ bei den Parlamentswahlen im März 2006 massiv gefördert. Die Versuche, sich durch Intrigen an die Spitze zu boxen, lösten eine Kettenreaktion aus: Skandale, Rücktritte, Krisen und schliesslich zynischer Verrat und die Bildung einer ganz anderen, nicht den Wählerwillen spiegelnden Koalition im Parlament.

Drittens (aber nicht letztens) wegen des Ausbleibens einer ›Kulturrevolution‹, die integraler Bestandteil der Revolution an sich hätte sein müssen. Es stellte sich heraus, dass die ›neue Macht‹ sich an den alten kulturellen Stereotypen orientierte und die alten kulturellen Hierarchien bewahrte und konservierte. Trotz der scheinbar umfassenden Pressefreiheit fand auch keine ›Medienrevolu-

tion‹ statt – kein grundlegend neues Projekt einer unabhängigen Zeitung oder Zeitschrift (wie etwa die polnische *Gazeta Wyborcza*), keine neuen, innovativen Formate im Radio, sondern weiter fast ausschliesslich ein und dasselbe Schema, Pop und blödes DJ-Gebrabbel – dazu der offensichtlich misslungene Versuch, ein öffentlich-rechtliches Fernsehen zu schaffen.

Die bitter-süsse Chance: Folge dieser und noch tausend anderer Ursachen war der ›schleichende Umsturz‹ im Juli und August 2006, als die ›Gestrigen‹ in ihre erst vor kurzem verlassenen Büros im Zentrum der Macht zurückkehrten und sich eifrig daran machten, das frühere, ihnen genehmere Regime zu restaurieren – einmütig und organisiert wie ein von verwandtschaftlichen Banden zusammengeschweisster Mafiaklan.

Wenn wir davon sprechen, was bei uns vorgeht und wo wir heute stehen, darf jedoch keinesfalls vergessen werden, dass die historische Situation noch nicht abgeschlossen und offen für jede denkbare Art der Fortsetzung ist.

Die ›blaue Revanche‹ ging im Frühjahr 2007 so weit, dass in der Luft wieder der Geruch des ›Sein oder nicht sein‹ hing. Wie es so schön heisst: Der Appetit kam mit dem Essen. Immer konsolidierter Druck der regierenden konterrevolutionären Koalition auf den Präsidenten – das letzte, fast nur noch symbolische Bollwerk der ›neuen Ordnung‹ – und immer offeneres Gieren nach der ganzen Macht haben den seit dem Tag seiner Inauguration schlafenden Juschtschenko schliesslich aufgeweckt und veranlasst, sein Recht in die Tat umzusetzen. Für den Anfang löste er das Parlament auf und setzte Neuwahlen an. Sie finden Ende September 2007 statt.

Als deren endgültiges Ergebnis wird eine der beiden Seiten (grob gesagt: die ›Orangen‹ oder die ›Blauen‹) einen hauchdünnen Vorsprung erzielen. Gleichzeitig aber sind die Wahlen ein riesiger Schritt vorwärts, denn sie lehren die ukrainischen Politiker, dass Verrat Folgen hat: Es besteht begründete Hoffnung, dass gerade die, die sich auf diesem Feld besonders hervorgetan haben, es nicht mehr ins Parlament schaffen.

Im Grunde ist es also eine sehr gute Zeit. Wenn es nach mir ginge, ich würde in der Ukraine alle zwei Monate Neuwahlen ansetzen. Indem sie die Politiker zwingt, sich bei Wahlen für ihre eben erst gemachten Versprechen zu verantworten, wird die Gesellschaft immer unabhängiger und übernimmt die Initiative. Wahlen lassen nicht zu, dass der politische Sumpf stagniert und dass die Gesellschaft endgültig verzweifelt und sich mit ›Stabilität und Ordnung‹ abfindet.

Was die Künstler betrifft, so ist es eine goldene Zeit für dramatische Brüche, intellektuelle und künstlerische Provokationen, eine weitere, bitter-süsse Chance, sich und sein Land neu zu denken,



Am Stadtrand von Tirana, *Katherine Carl*



ein Land, das sich Tag für Tag vor unseren Augen langsam selbst findet, sich mit sich selbst füllt und trotz aller Widrigkeiten langsam beginnt, aus der verschwommenen Ausdruckslosigkeit des verspäteten Entstehens erste Merkmale eines neuen Selbst herauszubilden. ─

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Juri Andruchowytsch, ukrainischer Schriftsteller, 1960 in Stanislaw (heute Iwano-Frankiwsk) geboren. 1985 hat Andruchowytsch zusammen mit seinen Freunden Oleksander Irwanets und Viktor Neborak die heute schon legendäre literarische Performance-Gruppe *Bu-Ba-Bu* begründet. Bis heute hat er fünf Gedichtbände sowie vier Romane veröffentlicht.

Herder-Preis der Alfred Toepfer Stiftung, Hamburg (2001), spezieller Erich-Maria-Remarque Friedenspreis der Stadt Osnabrück (2005) und Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung (2006).

Meine Rückkehr in die Welt

Eine Reise von Belgrad nach London – und zurück

Vladislav Bajac

Kurz nach dem Jugoslawien-Krieg reiste der serbische Autor Vladislav Bajac von Belgrad nach London, auf Einladung zu einem Dichtergespräch. Er nennt es seine ›Rückkehr in die Welt‹. Eine Rückkehr mit bitteren Untertönen |

Ich kann es drehen und wenden, wie ich will: Nach der Bombardierung Belgrads war mein Leben nicht mehr dasselbe wie davor. Bewusst wurde mir dies aber erst einige Monate nach dem Ende des Krieges.

Manchmal müssen Tage oder sogar Jahre vergehen, bis man sich eines Gefühls voll und ganz klar wird, und so war das für mich auch in diesem Fall. Als am 10. Juni 1999 endlich keine Bomben mehr fielen, war das einzige, was ich in diesem Moment fühlte, die Erleichterung darüber, dass eine schreckliche Zeit nun hinter uns lag. Es war wahrscheinlich eine Art Katharsis, die ich damals erlebte – nach zehn Jahren des Krieges, des Zerfalls und der Zerstörung, nicht nur des Landes, sondern auch unserer menschlichen Individualität. Die zerbrechliche Einzigartigkeit des Individuums und sein unveräusserliches Recht auf diese Einzigartigkeit waren endgültig vernichtet worden. Obwohl, logisch betrachtet, die politischen Entwicklungen darauf hindeuteten, dass sich in Zukunft einiges ändern und damit wohl eine bessere Zeit anbrechen würde, war es schwierig, diese Erkenntnis auch emotional zu akzeptieren: Es hatte sich so viel Schmutz angesammelt, dass es nicht leicht fiel, an die Erfolgsaussichten eines reinigenden Prozesses glauben zu können.

Aus mir hatten die Ereignisse eine ruhige, introvertierte, melancholische Person gemacht, die nach aussen hin mit sich und der Welt im reinen war. Ich belästigte niemanden mit den Ursachen meiner Traurigkeit, die in mein Leben gekommen war und mich nie wieder verlassen sollte. Mit der Zeit begann ich mich mehr oder weniger an mein neues Leben zu gewöhnen. Ich fing mit der Arbeit an einem neuen, ziemlich nüchternen Roman an und war froh, wieder schreiben zu können, wenn auch nur mit gedämpften Emotionen. Immerhin gelang es mir, ehrlich mit mir selbst zu sein und mich nicht zu überfordern. Vielmehr wagte ich damals nicht von mir zu verlangen.

Die Einladung: Doch dann erhielt ich plötzlich eine unerwartete Chance, in die Welt zurückzukehren: Der British Council lud mich ein, nach London zu kommen. Es gibt immer einen guten Grund, eine Einladung anzunehmen. Der einzige, der mir zu jener Zeit bewusst war, war eher privater Natur: Als Jugendlicher hatte ich sehr gerne britischen Rock-’n’Roll gehört und wollte mir deshalb eine Reise nach London nicht entgehen lassen. Dass ich noch einen zweiten Grund hatte, wurde mir erst später klar: Die Zeit war reif, um mich ruhig, vorsichtig und schrittweise daran zu machen, mit der Welt Frieden zu schliessen (meinen inneren Frieden werde ich nie mehr finden), indem ich an einem gegenseitigen Austausch von Erklärungen über bestimmte Dinge teilnahm, was den Schmerz zwar kaum heilen, aber wenigstens genauer definieren würde. Vielleicht dachte ich auch, dass ich mich der englischen Kultur, von deren Qualitäten ich überzeugt war und die ich recht gut zu verstehen glaubte, in einem gewissen Masse anvertrauen könne und dass sie mich auch verstehen würde. Als ich die Themenvorschläge für das Gespräch zwischen den eingeladenen Schriftstellern aus Albanien, Bosnien-Herzegowina, dem Kosovo, Kroatien, Mazedonien, Montenegro und Serbien (in alphabetischer Reihenfolge) und dem Gastgeberland Grossbritannien erhielt, erkannte ich, dass der British Council erstmals öffentlich die Rolle als Friedensstifter zwischen den ehemaligen Konfliktparteien wahrnehmen wollte. Nach meiner Ankunft in London stellte ich rasch fest, dass unsere Gastgeber sehr begierig waren, die Bombardierung Jugoslawiens als Argument dafür zu verwenden, dass nun ›alle Opfer gleich‹ seien, und diese Gleichheit des Leidens und seiner Folgen als Anlass und Grundlage für die Wiederaufnahme öffentlicher Gespräche zu nutzen. Vielleicht hatten sie damit recht.

Die Annäherung: Allerdings war bei ihnen neben grundsätzlicher Zuversicht auch Furcht davor zu

spüren, dass sich ihre Gäste bei der Diskussion gegenseitig an den Kragen gehen könnten. Der gute Wille von Gastgebern und Gästen und die Wahl des ausserordentlich passenden und inspirierenden Themas ›Schriftsteller, Leser und Länder‹ sorgten dann aber dafür, dass sich niemand vor einem möglichen Fiasko fürchten musste.

Ich fragte mich, welche Rolle ich wohl bei der «*Annäherung zwischen Südosteuropa und Grossbritannien durch Bücher und Schriftstellerei*» (Zitat aus dem Programm) spielen sollte. (Die Presse verstieg sich zur übertriebenen Behauptung, diese Veranstaltung sei «*ein aussergewöhnlicher und einzigartiger Moment*», der den Gästen die Gelegenheit biete, sich «*auf neutralem Terrain*» über ihre Arbeit zu unterhalten und Erfahrungen in Bezug auf das Verhältnis zwischen dem Schriftsteller und der Gesellschaft auszutauschen.) Irgendwie war es, als ob ich – ich ganz alleine – dafür delegiert worden war, mein Land bei den Verhandlungen über die Zukunft der Literatur zu vertreten! Das Programm umfasste verschiedene Gespräche, öffentliche Lesungen und Podiumsdiskussionen. Natürlich wusste das Publikum nichts über den (höchst beachtlichen) Aufwand, den die Veranstalter im Vorfeld getrieben hatten, um uns sorgfältig und schrittweise einander näherzubringen. Nach dieser Vorbereitungszeit hatte denn auch tatsächlich jeder von uns etwas zu Themen wie ›Die Verantwortung des Schriftstellers gegenüber dem Staat‹, ›Die Verantwortung des Schriftstellers gegenüber dem Leser‹ und ›Integrität und Vertraulichkeit in der Literatur‹ oder zu Fragen des Übersetzens und Unterrichtens von Literatur zu sagen.

Der Fauxpas: Zwar war ich zuvor schon einige Male in London gewesen, doch bei meinen früheren Aufenthalten während der Zeit der Sanktionen und Kriege hatte ich alles, was ich in dieser Stadt (oder in jeder anderen ausländischen Stadt, was das angeht) sah und erlebte, nur wie durch einen Zerrspiegel wahrgenommen. Doch niemals zuvor (und auch niemals danach) leistete ich mir – und ich kann mir nicht erklären, wieso – einen solchen Fauxpas wie bei diesem Besuch. Am Flughafen erwartete mich ein Mercedes mit einem schweigsamen Fahrer und weichen Ledersitzen, um mich durch die Stadt zu meinem Hotel zu bringen. Während der Fahrt tat die Gästebetreuerin, die für meinen sicheren Transfer verantwortlich war, dem Protokoll Genüge und machte Konversation. Nachdem ich einige ihrer sorgfältig abgewogenen Fragen höflich beantwortet hatte, glaubte ich plötzlich, irgendetwas Nettes sagen zu müssen, und rief mit erstaunter Stimme aus: «*Wie ruhig und beschaulich es doch hier in London ist!*»

Noch bevor ich ausgesprochen hatte, wurde mir klar, was für einen Unsinn ich gerade von mir gab, aber da war es schon zu spät. Wir fuhren mitten durch das laute, pulsierende Stadtzentrum, und es

herrschte dichter Verkehr – beschaulich konnte man das nun wahrlich nicht nennen. Aber ich hatte vergessen, dass wir in einem Luxusauto der neusten Generation sassen, dessen Motor auch während der Fahrt kaum zu hören war und an dem nichts schepperte oder klapperte. Meine unbedachte Äusserung hätte eine ironische Antwort verdient gehabt, doch meine Betreuerin entgegnete nur in unbeschwertem Ton: «*Die Fenster sind geschlossen.*»

Diese einfache, präzise und logische Antwort traf mich härter, als dies jede schnippische Antwort getan hätte. Natürlich hätte meine Betreuerin auch nie gewagt, mich in irgendeiner Weise blosszustellen, aber in Tat und Wahrheit hatte sie – zum Glück! – meiner albernen Bemerkung schlicht keine Beachtung geschenkt. Sie war so routiniert, dass sie unsere Unterhaltung, die ja nur dazu diente, die Zeit für die Fahrt von A nach B zu überbrücken, nüchtern, sachlich und ohne philosophische Vertiefungen absorbierte. Dass ich das Gesicht wahren konnte, hatte ich nur ihrer Professionalität zu verdanken.

Dieses Erlebnis (an das wahrscheinlich nur ich mich erinnern kann) war für mich ein wichtiger Schritt auf meinem Weg von einer Welt in eine andere. Es war wie eine Mautstelle auf der Autobahn: Ich hatte bezahlt und durfte meine Reise fortsetzen.

Der moderne Voodooanz: Doch die Welt, in die ich trat, war geprägt von einer nervösen Hektik unter dem Diktat des Konsums. Wer etwas haben wollte, musste dafür bezahlen, und das Gespenst der Unsicherheit lauerte hinter jeder Ecke, auch auf jene, deren sozialer Status ziemlich ungefährdet schien. Dieser Stress trieb die Menschen in einen Wettstreit (mehr mit sich selbst als mit den anderen), was wiederum ihre existentiellen Ängste nur noch mehr schürte. Sie waren gefangen in einem Teufelskreis, von Unsicherheit zu Sicherheit und wieder zurück, immer im Bewusstsein der Vergänglichkeit des Erreichten. Dieser moderne Voodooanz versetzte die Menschen in einen tranceähnlichen Zustand und schien sie geschäftiger, disziplinierter, unterwürfiger und leistungsfähiger zu machen. Gleichzeitig litten sie aber auch unter dem horrenden Tempo, das ihnen abverlangt wurde und das zum Auslöser schwerer psychologischer Dramen werden konnte. Ich habe einige solche traumatischen Krisen miterlebt und wünsche niemandem, dass er so etwas durchmachen muss, nicht einmal jenen wenigen Personen, die ich, höflich ausgedrückt, nicht besonders schätze. Ein solcher Zusammenbruch einer Seele war genauso tragisch wie der physische Schmerz durch die Kriege, deren Bilder die internationalen Fernsehsender aus ›primitiven‹ Gegenden auf der ganzen Welt, weit weg vom Westen, übertrugen. Und auch aus meinem Balkan.



Das «Westtor» an der Autobahnauffahrt nach Neu-Belgrad, *Artengineering*



Obwohl ich gegenüber unseren Veranstaltern und ihren Motiven recht kritisch war (oder sein wollte), konnte ich ihnen keine Vorwürfe machen: Aus ihrer Sicht verstanden sie den Balkan, und sie taten das auf eine Weise, mit der ich schon seit langer Zeit vertraut war. Zu diesem Zeitpunkt zu versuchen, ihre Meinung zu ändern, war sinnlos und ohne Aussicht auf Erfolg. Doch es war eine gute Gelegenheit, um zu versuchen, das Geschehene verständlicher zu machen, Einzelheiten zu erklären, aus der Sicht eines Augenzeugen zu berichten, ein vollständigeres, farbigeres Bild der Ereignisse zu malen – kurz, um uns vorzustellen, dieses ›Ruritanien‹, aus dem (über ›Südosteuropa‹, ›nordöstlicher Mittelmeerraum‹ und ›zentrales und südliches Transdanubien‹) mittlerweile der ›Westbalkan‹ geworden ist.

Der Schrecken und die Ironie: In jenem Frühling des Jahres 2000 tobte in Serbien und Montenegro ein blutiger Krieg zwischen kriminellen Banden, dessen Protagonisten in allen Medien zu sehen waren, wenn auch oft nur (in Wort und Bild) als Leichen. Als ich in London vor meinen Zuhörern stand, die natürlich davon ausgingen, dass ich einen gut vorbereiteten, ernsthaften Vortrag halten würde, fiel mir ein, dass ich in meiner Mappe noch zwei Zeitschriften hatte (eine aus Belgrad, die andere aus Novi Sad), die ich vor meiner Abreise am Belgrader Flughafen gekauft hatte. Auf den Titelseiten beider Magazine war, in Farbe, derselbe Kriminelle abgebildet (es hätten auch zwei verschiedene sein können), der kurz zuvor bei einem Schusswechsel getötet worden war. Während ihn das eine Bild lebend und unverletzt zeigte, lag er (oder jemand anders, das spielte keine Rolle) auf dem anderen tot auf der Strasse, niedergestreckt von den Kugeln seiner Rivalen. Mit den Worten «Das ist die Realität im heutigen Serbien!» begann ich meinen Vortrag und hielt die Zeitschriften in die Luft, so dass alle die schrecklichen Bilder sehen konnten, bevor ich fortfuhr: «Aber sehen Sie nur, hier unten auf der Seite steht noch etwas... Kaum zu glauben! Hier steht, dass es in diesem Heft auch ein Interview mit mir gibt! Ist es nicht ermutigend, dass es Schriftsteller trotz allem noch auf eine Titelseite schaffen können?!»

Damit war das Eis gebrochen. Was folgte, war einer der besten Vorträge meines Lebens, improvisiert von Anfang bis Ende – dieses unbescheidene Eigenlob darf ich mir aufgrund der Rückmeldungen der Veranstalter und des Publikums erlauben. Vielleicht lag das nicht in erster Linie an mir, sondern vor allem daran, dass das wahre Leben wohl immer noch die absurdesten Geschichten schreibt, fantastischer als die Einfälle jedes Schriftstellers. Alles, was ich einbrachte, war ein wenig Charme und das Talent, über entsetzliche Dinge mit einer Prise Ironie, Witz und Zuversicht sprechen zu können, aus der Sicht eines Beobachters, der fest an die Durchsetzungskraft des Verstandes glaubt.

Es war ein Zusammentreffen balkanischer Kühnheit und britischer Schüchternheit.

Zu erwähnen ist noch, dass London zugleich auch meine Generalprobe für eine sechswöchige Zugreise quer durch Europa war, die ich etwas mehr als einen Monat danach antrat, gemeinsam mit rund hundert anderen Schriftstellern des Alten Kontinents. Der *Literaturexpress Europa 2000* sollte zum endgültigen Abschluss des Übergangs von meinem alten in mein neues Leben werden (hätte ich damals nur gewusst, welche Illusionen ich mir damit machte!).

Dass die Generalprobe glückte, war kein Wunder – wie hätten die Briten auch je ein Imperium aufbauen können, wenn sie nicht Meister im Organisieren wären? Später liessen mich die Veranstalter wissen, dass auch ich die Probe bestanden hatte.

Mein Flugzeug setzte auf der Rollbahn in Belgrad auf. Die Welt hatte mich wieder. ─

Aus dem Englischen von Reto Gustin

Vladislav Bajac, 1954 in Belgrad geboren, studierte jugoslawische und Weltliteratur an der dortigen philologischen Fakultät und war Journalist und Übersetzer. Er publizierte fünf Romane, zwei Erzähl- sowie zwei Gedichtbände und ist zur Zeit Verlagsleiter in Belgrad.

Islam, Moschee, Kopftuch

Gegen pauschale Wahrnehmungen

Dejan Mikić

Migrations- und Integrationsfragen sind in der Schweiz zu emotionalem Zündstoff geworden. Höchste Zeit, etwas aus dem Leben und den langjährigen Berufserfahrungen eines bedachten Spezialisten in zu erfahren. Er stammt aus Belgrad und ist in der Innerschweiz aufgewachsen |

Rund ein Jahr nachdem 1966 mein Vater im Spital von Schwyz eine Anstellung als Arzt fand, zogen meine Mutter, die kleine Schwester und ich ebenfalls aus Belgrad in die Zentralschweiz. Bis Anfang der neunziger Jahre fühlte ich mich dort ausgesprochen wohl. Das Land und speziell das Luzerner Hinterland, wohin wir rund viereinhalb Jahre nach unserer Ankunft übersiedelten, waren zu jenem Zeitpunkt längst zu meiner Heimat geworden.

Stammtischrunden: 1991, mit dem Ausbruch der Kriege im früheren Jugoslawien, begann sich mein Verhältnis zur Schweiz unverhofft zu verändern: Die Politik der serbischen Regierung, implizit aber auch die serbische Diaspora der westeuropäischen Länder, rückten stärker ins mediale Rampenlicht, aber auch ins Zentrum der Stammtischrunden, und zwar fast durchwegs negativ. Auf einmal wurde ich im beruflichen und privaten Umfeld öfters auf meine serbische Herkunft angesprochen – etwas, das über zwei Jahrzehnte lang kaum je der Fall gewesen war. Es kam vor, dass Personen – auch solche, die ich jahrelang kannte – auf Distanz gingen. Mir schien es, als ob man mich dafür mitverantwortlich machte, was in den Kriegsgebieten des Balkans Serben zu Lasten gelegt wurde. Dies war eine neue und bisweilen schmerzhaft Erfahrung. Gleichzeitig führte sie dazu, dass ich mich stärker mit meinen Wurzeln auseinandersetzen begann. Hatte ich noch gegen Ende des Ethnologiestudiums davon geträumt, weitere Feldforschungen in Afrika durchzuführen, bewirkten die politischen Veränderungen in der alten Heimat, dass ich mich intensiv für Südosteuropa zu interessieren begann. Etwa gleichzeitig lernte ich mei-

ne aus Belgrad stammende Frau kennen und begann kurz darauf bei der Stadt Zürich sowie wenig später auch bei der Caritas Zürich als Sozialberater mit Migrantinnen und Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien zu arbeiten. Diese Umstände fokussierten mein Interesse auf die aus ›Jugoslawien‹ stammenden Menschen in diesem Land. Männer und Frauen aus dem früheren Jugoslawien haben heute in der Schweiz einen sehr schlechten Ruf. ›Jugo‹ ist zu einem Schimpfwort geworden, und wer ein ›ić im Namen führt oder sich als Südosteuropäer zu erkennen gibt, hat oft genug Probleme in der Schule, bei der Wohnungs- oder Stellensuche. Es gibt ein Bild vom ›typischen Jugoslawen‹: männlich, rücksichtslos, bildungsfern, Autonarr, kriminell oder zumindest gewaltbereit und vor allem nicht integriert. Dieses Bild wird durch tatsächliche Vorfälle und kontinuierliche Medienberichterstattung laufend bestätigt. Eine Unterscheidung nach ethnischer Herkunft respektive nationaler Zugehörigkeit wird zwar unterdessen in den Medien immer öfter vorgenommen, in der Wahrnehmung der meisten Schweizer aber bleibt der Begriff ›Jugo‹ hartnäckig haften. Und die ›Jugo-Frau‹? Irgendwie vormodern, rückständig und unterdrückt. Häufig Importbraut.

Image-Veränderungen: Jahrelang war das Bild vom ›Jugoslawen‹ in der Öffentlichkeit anders. Von den Anfängen der Arbeitsmigration in den sechziger Jahren bis in die späten achtziger Jahre waren Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien geschätzte und gesuchte Arbeitskräfte. Ihre Integration verlief ohne nennenswerte Probleme; die jugoslawischen Fremdarbeiterinnen und Fremdar-

beiter fielen nicht auf, und schon gar nicht störend.

Seit Anfang der neunziger Jahre ist aus den einst gerngesehenen «Bilderbuchausländern» die unbeliebteste Bevölkerungsgruppe der Schweiz geworden. Zur Image-Veränderung haben verschiedene Umstände beigetragen: zahlenmässige Zunahme; überproportional hoher Anteil an Straftätern, Arbeitslosen, Sozialhilfebezügern und Invaliden; Flüchtlinge und Asylsuchende; Kriminaltouristen; als Folge der Kriege in den neunziger Jahren vermittelte Stereotypen. Insbesondere die Themen mangelnder Schulerfolg, Gewalt und scheinbare Integrationsunfähigkeit von Jugendlichen südosteuropäischer Herkunft sind momentan allgegenwärtig.

Verfolgt man die hiesigen Medien und die öffentlichen Diskussionen, erhält man den Eindruck, dass zwischen alteingesessenen Schweizern und Schweizerinnen sowie Personen, die aus dem früheren Jugoslawien stammen, unüberwindbare kulturelle Unterschiede bestehen. Unsicherheit, Missverständnisse und Verwirrung scheinen dabei kontinuierlich zugenommen zu haben. Statt dass man sich mittlerweile nähergekommen ist – immerhin emigrierten von zahlreichen Menschen bereits die Gross- oder Urgrosseltern aus Serbien, Kroatien, Slowenien, Bosnien, Kosovo, Mazedonien und Montenegro hierher –, macht es den Anschein, dass sich Schweizer und Personen mit Wurzeln im ehemaligen Jugoslawien immer mehr voneinander entfernen.

Islam, Moschee, Kopftuch: Längst hat sich in den «einheimischen Köpfen» ein Bild festgesetzt, das multimedial akzentuiert, in politischen Diskussionen wie auch in staatlichen und nicht zuletzt wissenschaftlichen Publikationen transportiert wird. Da finden wir zumeist fremdländisch «Andere», die Einheimische bedrängen und letztlich des Schweizers Wohlstand bedrohen. Auch gemässigtere Schilderungen betonen für gewöhnlich das «Fremde», das – so wird insinuiert – im Kontrast zur Mehrheitsgesellschaft stehe.

Trotz der zeitweise grossen Medienpräsenz sowie der Tatsache, dass Sommerferien in Slowenien, Kroatien und Montenegro wieder «in» sind, macht es alles in allem den Anschein, dass Schweizerinnen und Schweizer im allgemeinen kaum mehr über die Nachfolgestaaten des früheren Jugoslawiens und deren Bewohner wissen als noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren. An Weiterbildungsveranstaltungen frage ich beispielsweise angehende Lehrerinnen und Lehrer, Sozialarbeiter und Menschen aus verwandten Berufsfeldern, welche Stichworte ihnen zu «Serbien» und «Serben» einfallen. In der Regel wissen die meisten Befragten kaum etwas. Gleichzeitig hört man überproportional oft die Stichworte «Islam», «Moschee», «Kopftuch».

Gegen pauschale Wahrnehmung: Im Rahmen meiner publizistischen Arbeit ist es mir ein Anliegen, den undifferenzierten Vorurteilen und dem einseitig negativen Bild, das in der Schweiz bezüglich der Personen aus dem früheren Jugoslawien dominiert, entgegenzutreten. Es geht mir auch darum, sowohl Serbinnen und Serben als auch Migrantinnen und Migranten aus den anderen Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawiens ein Gesicht und eine Stimme zu geben. Dadurch möchte ich auf die Vielfalt und Vielschichtigkeit dieser Bevölkerungsgruppen hinweisen sowie einer pauschalen Wahrnehmung entgegenwirken. Die Leser sollen Menschen kennenlernen, die alle auf ihre einmalige Art existierende Bilder von «Jugoslawen» hinterfragen, bereichern, vielleicht bestätigen oder über den Haufen werfen.

Gleichzeit verstehe ich mein Wirken als einen Aufruf für Toleranz, Respekt und Offenheit gegenüber allen Bevölkerungsgruppen in diesem Land.

Etwas vom erfreulichsten bei dieser Tätigkeit ist die Wertschätzung der Leute, die man erfährt. Das gilt praktisch gleichermassen für Zugewanderte wie für Einheimische. Bei den zwei Büchern, welche ich gemeinsam mit Erika Sommer herausgab, fiel denn auch auf, wie viel Wohlwollen zahlreiche Personen, die keinen erkennbaren familiären Bezug zum Balkan haben, unseren Projekten entgegenbrachten. Von Seiten der Menschen mit «jugoslawischen» Wurzeln war bemerkenswert, wie offen, unkompliziert, kooperationsbereit und letztlich auch ein wenig stolz sie auf unsere Publikationen waren. Dies alles zeigt mir, dass ich mich mit dem Vorhaben, etwas zur Überwindung ethnischer Grenzen beizutragen, auf dem richtigen Weg befinde.

Heute denke ich oft an meine Kindheit in der Zentralschweiz zurück. Wahrlich, ich kann mir nicht vorstellen, dass je eine zugewanderte Familie in diesem Land besser aufgenommen wurde, als dies bei uns der Fall war! Mit meiner publizistischen Arbeit möchte ich nicht zuletzt dazu beitragen, dass Kinder, die heutzutage mit den Eltern immigrieren – woher auch immer –, dies auch einmal behaupten können. ─

Dejan Mikić, 1961 in Belgrad geboren, lebt seit 1967 in der Schweiz. Studium der Ethnologie, Geschichte und Psychologie an der Universität Zürich. Forschungsaufenthalte in Ostafrika. Beratungs- und Projektarbeiten bei der Integrationsförderung der Stadt Zürich. Seit 1995 Sozialberater bei der Caritas Zürich. Autor diverser Fachartikel zur Migrationsthematik. Mitherausgeber der Bücher *Als Serbe warst du plötzlich nichts mehr wert. Serben und Serbinnen in der Schweiz* (Orell Füssli 2003) und *Jugoslawien – Schweiz einfach. 20 Erfolgsgeschichten* (Orell Füssli 2007).



Schuhmarkt im Norden Albaniens, Barbara Galassi



«Es war mir...» Projektionsraum Balkan

Boris Previsic

Es gibt nicht nur die westlichen Stereotypen zum Balkan, sondern auch jene der Balkanländer untereinander. Der

Musiker und Germanist Boris Previsic hat dazu eine «Variation» verfasst. Mit ironischem Refrain I

Es war mir, als habe schon Metternich zu Protokoll gegeben, der Balkan beginne doch in Wien hinter dem Rennweg. Es war mir, als laute der Grundtenor meiner Musikertruppe beim Grenzübertritt von Mazedonien nach Albanien, wir seien nun endgültig im «Land der Skipetaren» angelangt – am Ende unserer Zivilisation. Als ob uns der Hirte am Strassenrand in Südserbien oder das Waffenverbot über dem Eingang des olympischen Studios in Sarajevo nicht schon beeindruckt und gleichzeitig belustigt hätten. Zivilisation hin oder her, es war mir, als gehe es gar nicht darum, sondern um Markierungen: Osteuropa im Gegensatz zu West- oder Mitteleuropa, Südosteuropa zu Nordwesteuropa, der Balkan zum Nicht-Balkan. Fazit: Markierungen, negativ natürlich.

Es war mir, als habe die Ausgrenzung System – doch lediglich um der Selbstlegitimation und um des ökonomischen Egoismus willen –, als hebe sich das katholisch-habsburgisch-mitteleuropäische Kroatien vom orthodox-byzantinisch-osteuropäischen Serbien, dieses vom islamisch-osmanischen Bosnien, dieses wiederum vom ex-jugoslawischen Armenhaus Kosovo und dieses wiederum vom isolierten, noch ärmeren Albanien bewusst ab. «Nesting Orientalisms» lautet der Terminus technicus dieser gegenseitigen Stereotypisierungen.

Vor- und Nachkriegsgeneration: Es war mir, als laute die Begründung noch heute, dies sei ein typisch kulturelles Phänomen, als hätten die Besatzer von Sarajevo 1992 fürwahr zuerst die Nationalbibliothek ausgebrannt – dem folgten Moscheen, Kirchen, antifaschistische Gedenkstätten –, als sei es ein Ding der Unmöglichkeit, mit einer moldawischen Pianistin durch den sogenannten Westbalkan zu touren, als würde mir nur so be-

wusst, wo der eigentliche Balkan liege: «Welcome to Molvania – a land untouched by modern dentistry».

Es war mir, als gäbe es nur zwei Generationen auf diesem nicht nur kulturell verminten Gelände: eine Vor- und eine Nachkriegsgeneration, als sei je nach Ort entweder die eine oder die andere Generation an unseren Konzerten erschienen – aber selten in Eintracht. In Sarajevo und Pristina in übervollen Sälen die frenetische Jugend, die sich nichts entgehen lassen wollte – keine Spur von einem saturierten Publikum wie bei uns. (Bei uns? Wo? Im Westen? Im Nicht-Balkan? Und vielleicht wegen dieser impliziten Ausgrenzung wieder mitten im Balkan?) Neue Musik sei neu – keine Spur von Oxymoron, vielmehr von überzeugendem Pleonasmus. Es war mir, als nehme gerade in jenen Gebieten, in denen die Kriege am heftigsten wüteten, die Jugend den grössten Anteil.

Nabelschau Seldwyla: Es war mir aber auch, als gäbe es sonst nur unverbindliche westliche Kost oder jene typische Nabelschau Seldwylas: Nur Musik aus dem eigenen Land, bitte. Es war mir, als hätten wir unlängst das beste Musikstück der neunziger Jahre in Sarajevo gespielt – noch mit ehrfürchtiger Scheu. Das Publikum habe die Musik kapiert, so war mir, habe sich bedankt für unsere Treue zur Musik. Zwei Tage später – inzwischen spielten wir mit überzeugender Verve und Präzision, so war mir –, am renommiertesten Festival auf dem Balkan, falls man an der Zagreber Biennale den Balkan noch überhaupt erwähnen darf: gähnende Kompositionslehrer, denen die Melodik, der Kontrapunkt fehlte, und internationale Beobachter, die von Formmangel quasselten, als ob die Musik gerade diese drei Fesseln zu Gun-

sten von etwas Innovativerem sprengen dürfte. Sind wir in Zagreb schon im Westen angelangt? So war mir.

Projektionsfläche Europas: Keine Aus- und Eingrenzung ohne Selbstbeteiligung in dieser vermeintlich kulturellen Topographie – nachträglich oft anthropologisch begründet, obwohl man es höchstens mit historischen Ungleichzeitigkeiten zu tun haben könnte. Aber Hand aufs Herz: Was wäre der Balkan heute ohne die nationalistische Rhetorik und Kriegsführung der neunziger Jahre im Zeichen neu aufoktroierter (Id-)Entitäten, die es nun plötzlich kulturell zu verstehen gilt? Vielleicht lediglich eine zweite iberische Halbinsel am anderen Ende unseres Rumpfkontinents – ohne Ambitionen, als Projektionsfläche Europas erhalten zu müssen. Jedenfalls kein Traum, auch kein böser, den es zu vertreiben gälte. ─

Boris Previsic ist Musiker mit Lehr-, Orchester-, Konzertdiplom und Spezialisierung auf Querflöte sowie promovierter Germanist. Seit 2006 arbeitet er neben seinen musikalischen Kooperationsprojekten an einem post doc Nationalfonds-Projekt *Balkan als Reflexion europäischer Identität*.

Musikalische Kooperationsprojekte zwischen den Ländern Ex-Jugoslawiens und der Schweiz

Die von Boris Previsic 2001 mitbegründeten Vereine *pre-art* und *Sonemus* setzen sich für Projektierung und Finanzierung sowie für Organisation und Durchführung von musikalischen Kooperationsprojekten ein, insbesondere im Bereich der neueren Musik zwischen den Ländern Ex-Jugoslawiens und der Schweiz. Mit Festivals, Produktionen, Wettbewerben für junge Komponistinnen und Komponisten zielen diese Projekte darauf ab, eine gemeinsame innovative Musiksprache und -szene in überregionalen Kooperationen zu initiieren und zu fördern. Dank den daraus entstehenden Synergieeffekten (Ausbildung und Zusammenführung kompetenter Musikerinnen und Musiker, Tourneen und gemeinsame Organisation aus und im ganzen Balkan) soll die Isolation der neu entstandenen Republiken allmählich wieder aufgehoben werden. Ungefähr zur Hälfte wurden diese Projekte auch durch Pro Helvetia unterstützt. Weitere Informationen über *pre-art* und *Sonemus* unter www.pre-art.ch und bald auch unter www.sonemus.ba

Landschaften malen

Reflexionen über Mazedonien

Iskra Geshoska

Mazedonien, in permanenter Übergangsphase und mit nomadischer Identität. Wie sucht und findet ein Land verschiedener Ethnien eine gemeinsame Kulturpolitik? Nicht zuletzt im verstärkten Kontakt mit Westeuropa, meint die Kunst- und Medientheoretikerin Iskra Geshoska I

Eines ist sicher: Wir sind keusch. In einer Welt politischer, marktorientierter, intellektueller, emotionaler und künstlerischer Promiskuität sind wir keusch, ist unser Verlangen ungestillt. Es ist genau diese Diagnose, die uns in den Strudel ständiger Rechtfertigung zieht, uns mit dem Köder Amnestie zum Narren hält, unserer Desorientierung und Unverantwortlichkeit Sinn verleiht.

Staat, Erbe, Land existieren nicht für sich selbst und aus sich selbst. Die kollektive Geschichte ist aus den Bruchstücken individueller, kleiner Geschichten zusammengefügt. Mit dieser Vorstellung vor Augen kommt es mir vor, als wäre Mazedonien, besonders in den vergangenen paar Jahren, ein Land einer ungewöhnlichen semantischen Komplexität geworden, welches, teils auf konfuse

Art und Weise, gleichzeitig aber auch intuitiv und pragmatisch nach seinen für entwickelte Demokratien charakteristischen Bezugspunkten suchte und dabei zäh an seiner versteinerten Mentalität von Diskrepanz und Teilung festhielt. Das ist eine aufregende, aber auch sehr erschöpfende Reise. Wir werden für eine Vielzahl verschiedenartiger Diskurse mobilisiert. Kultur, Land, Nation werden dem jeweiligen Zweck entsprechend diskursiv eingesetzt. Unterschiedliche Traditionen, Standpunkte und Gesprächspositionen aktivieren unterschiedliche Bedeutungsebenen und schreiben Geschichte in fein verästelter Form.

Unsere Geschichte hält daran fest, dass der Staat eine symbolische Praxis repräsentiert, nicht nur gesellschaftliches Erbe. Diejenigen von uns, die in

Mazedonien leben, sind sich dessen durch Jahrhunderte hindurch sehr bewusst gewesen – indem er, der Staat, sich in gewisser Weise virtuell, auf Artefakten wie auf Fakten basierend, konstruiert, aber auch auf phantasmagorischen historischen Ideen. Genau das hat uns in einem Zustand ständiger Spannung gehalten und daran erinnert, dass der Staat glücklicherweise nicht der absolute Höhepunkt der Schöpfung menschlichen Geistes ist, sondern eine Sache fortwährender Spannungen und Kämpfe.

Skizze einer Megalandschaft: Ich frage mich oft, welches ist der grössere Fluch: in einem Land beheimatet zu sein, das sich seit 16 Jahren in einer Übergangsphase befindet, oder heimatlos, mit einer nomadischen Identität, die transponiert, die sich selbst in den Nachbarn der bereits traditionellen europäischen Demokratien sieht. Für mich lautet die entscheidende Frage, wie man in seinem eigenen, nicht so rosigen kulturell-politisch-theoretischen Kontext leben, agieren, kreieren soll. Wie man im Umfeld einer alles umfassenden Sklerose, der Amnesie einer Übergangsgesellschaft «anarchische Verantwortlichkeit» in Richtung einer selbstgewählten Identität etablieren und praktizieren soll.

Ich glaube, dass es in Mazedonien in den vergangenen Jahren an Stärke gemangelt hat, seine Landschaft in qualitativ hochstehenden Farben zu malen, insbesondere diejenige, die sich auf Kultur und Kulturpolitik als einem wichtigen und vielleicht gar Schlüsselsegment des sozialen Übergangs bezieht. Das Rezept der Renaissance, frisches Eigelb als Garantie für die Dauerhaftigkeit von Farbe zu verwenden, funktioniert offensichtlich nicht. Es sieht ganz so aus, als hätte jemand all die Jahre über gemalt und dabei faule Eier verwendet. Dieser Jemand sind wir selber.

Dem grossen Konflikt entgangen: Eine ermutigende Tatsache ist, dass es uns in all den Jahren gelungen ist, in einer aussergewöhnlich turbulenten und militanten Region dem «grossen Konflikt» zu entgehen. Beim Zerfall der Sozialistischen Bundesrepublik Jugoslawien war Mazedonien das einzige Land, das der blutigen Entwaffnung entging. Damit zerfiel allerdings auch der Traum einer funktionierenden und wirksamen Einheit; doch der Staat zerfiel nicht, auch wurde er nicht so zerstückelt, wie es in Bosnien, Kroatien und Serbien geschah. Ist das eine Frage der Mentalität? Oder eine gutformulierte politische Agenda? Oder, am wahrscheinlichsten, eine Kombination aus beidem? Unsere Mentalität zeichnet sich aus durch Akzeptanz, Isolierung und Anpassungsfähigkeit sowie einer Art Gehorsam. Als solches kann sie ihre guten wie auch ihre schädlichen Seiten haben. Gut in dem Sinne, dass wir uns mit Leichtigkeit von einem kommunikativen Code an

einen anderen anpassen können; und schädlich, weil es Hinweise gibt auf mangelnde Integrität, Entschlossenheit und eine klare und affirmative Haltung, wenn es darum geht, unsere kollektiven Interessen anzusprechen.

Nichtsdestotrotz verschaffte uns das Bewahrtwerden vor einem bewaffneten Konflikt einen gewissen Vorteil bei der Entwicklung des demokratischen Prozesses. Diese Tatsache war besonders wichtig, zieht man in Betracht, dass Mazedoniens Tradition einer Jahrhunderte überspannenden multikulturellen Gesellschaftsstruktur das Land als «Pulverfass» prädisponieren könnte. In diesem Kontext ist jedes Land und jede Geschichte voller Widersprüche. Das unsere bildet dabei keine Ausnahme. Und unsere jüngste Geschichte erst recht nicht.

Übergangswahn und nationale Prioritäten: Wir hätten dem Wahnsinn, der mit politischen und gesellschaftlichen Veränderungen einhergeht, entgehen können, aber wir verhedderten uns in einem Übergangswahn. Wir öffneten die «Büchse der Pandora», indes wir über uns selbst reflektierten, und damit war es nicht länger möglich, jemand anderes als uns selbst Schuld zuzuschreiben. Im Bemühen, unsere eigene Verwaltung neu zu strukturieren, ihr Geltung zu verschaffen, brachten wir es fertig, eine Reihe von wesentlichen und dringlichen Aspekten auf der Prioritätsliste zu übersehen. Die verzögerte National-Romantik wurde dabei zu einem der Schlüsselprobleme.

Mazedonien ist ein multikulturelles Land. Das ist es seit jeher gewesen. Und es scheint, dass genau diese Tatsache unser grösster Vorteil ist: die Vereinigung diverser Ethnien, die Assimilation ausgeprägter kultureller Identitäten. Jede Ethnie hat in solch einer demographischen Gesellschaftsstruktur Vorteile. Unglücklicherweise gewähren die jüngsten politischen Entwicklungen in den benachbarten Ländern Kosovo und Serbien Raum für die Manipulation des Konzeptes einer friedlichen Koexistenz. Entsprechend setzte Mazedonien neue nationale Prioritäten: statt wirtschaftliche Prosperität und den euro-atlantischen Integrationsprozess zu fördern, wurden die innere ethnische Unzufriedenheit und der notwendige Balanceakt, Spannungen abzubauen, zum Hauptanliegen. Folglich führte die Situation 2001 zu einem weitgehend unerwarteten (zumindest für uns, die wir die politischen Spiele nicht begreifen konnten) bewaffneten Konflikt, einer nachfolgenden Verfassungsänderung, einem endlosen Prozess des Spannungsabbaus und der Verschwendung wertvoller Energie bei der Befriedigung der Bedürfnisse der vorherrschenden ethnischen Gruppen – Mazedoniern und Albanern. Als Folge davon gerieten der Prozess zur Modernisierung des Staates und das Etablieren wirtschaftlicher Stabilität auf Dauer ins Stocken. Die Teilung der beiden grös-



Sprung in den Matka See in Mazedonien, *Valerie Tevere*



ten ethnischen Gruppen nimmt schrittweise zu und ist gegenwärtig um vieles spürbarer als vor 15 Jahren. Offensichtlich lassen sich Konflikte per Gesetz und per Verfassung regulieren. Aber dessen ungeachtet lässt sich «gegenseitiges Vertrauen», wie wir es vorher kannten, nicht ohne weiteres wiedergewinnen.

Ereignisse wie diese sind lediglich ein Alibi für die inkompetente und alles andere als weise Entscheidungsfindung seitens unserer politischen Elite, die unfähig scheint, die historischen, kultu-

rellen und politischen Ressourcen, die das Land zu bieten hat und die wahrhaft provokativ und florierend zu sein scheinen, in konstruktive Bahnen zu lenken.

Wie üben wir Macht aus?: Was das Erbe der Europäischen Union uns gelehrt hat, ist, dass nicht der Besitz von Macht und Freiheit so extrem wichtig ist, sondern vielmehr, wie man damit umgeht. Das Phänomen Macht in Mazedonien ist eine sehr schwierige Angelegenheit. Von daher rührt

denn auch alle Problematik hinsichtlich des Aufbaus und der Ausübung einer kulturpolitischen Strategie. Mazedonien ist ein Land, dem es all diese Jahre nicht gelungen ist, elementare Prinzipien aufzustellen, die den gegenwärtig relevanten Modellen kultureller Performanz und Kultur entsprechen und als einzige interdisziplinäre Brücke verstanden würden, gesellschaftliche Dynamik, die Welt, Schaltzentren zur Identitätsfindung des Kollektivs und des einzelnen zu verbinden.

Unglücklicherweise ertappen wir uns auch nach 16 Jahren immer noch dabei, über totalitäre Erfahrungen zu sprechen, die in nicht allzu ferner Vergangenheit auf uns lasteten. Totalitäre Erfahrungen, die unbarmherzig, ich würde sogar sagen, gefährlich versteckt hinter offensichtlich demokratischer Rhetorik verborgen, gegenwärtig und beherrschend sind wie nie zuvor. Bestätigt wird das durch possesshafte politische Vorherrschaften, Spekulationen und Frustrationen, die jeglichen Versuch ins Leere laufen lassen, eine offene Gesellschaft zu praktizieren.

Kunst und Kultur verkommen dabei zunehmend zu Werkzeugen der Manipulation in den niederträchtigen Spielen der noch niederträchtigeren, miteinander konkurrierenden politischen Teams. Wir haben uns in den Klauen politischer Zügellosigkeit und prahlerischen Verlangens nach Ausbeutung wiedergefunden. Und nicht nur materielles Verlangen, sondern auch ethisches. Wir stehen einer Entropie der Bedeutung gegenüber, die, wie ich hoffe, nicht mit einer Entropie des Sterbens und der Hoffnungslosigkeit dieses Landes einhergeht. Wir waren Zeugen des logischen Schlusses eines längst vergangenen Systems, der Trivialisierung einer von den heutigen politischen Führern vehement verdammt Ideologie, notabene von denjenigen, die deren Vorteile ernten und deren Herrschaftsmechanismen perfekt verfeinert haben. Eine autokratische (ich würde sagen sozial-realistische, das aber wäre eine Beleidigung für die Ikonographie des sozialen Realismus, der immerhin Erleichterung und moralischen Auftrieb bot) Performanz, die uns nichts anderes geboten hat als eine Bestätigung der Lügen und der leeren Phrasen, der radikalen Illusion, die uns von unserer wahren Bestimmung abhält.

Leben mit und durch den anderen: Wir leben in einem Raum und einer Zeit, in denen es keine mit Tatsachen konfrontierte Idee mehr gibt, keine mit Ereignissen konfrontierten Akteure, keine mit den eigenen Gedanken konfrontierten Intellektuellen, ohne richtige Akteure und ohne autorisierte Dolmetscher. Das Ereignis wird nicht sosehr als Aktion begriffen, sondern als Spekulation. Unser Alltagsleben verwandelt sich in eine Auktion, bei der mit Hilfe radikaler Desinformation Ereignisse und Leben versteigert werden, bei denen der

Schlusskäufer der Müllhaufen der Geschichte ist. Was uns wirklich leben, existieren machen kann, aber damit auch zu nomadischen Identitäten, ist das unablässige Investieren und Bemühen, unser eigenes Bild in dem Bild des Anderen zu verankern, damit das Andersartige unser Korrektiv sein kann, das uns durchdringt, und das wir unaufhörlich durchdringen.

Dies heisst, dass wir den Blick und die Anleitung des Anderen brauchen, in dem wir unsere eigenen wahren Farben und die der Zeit angemessenen Massnahmen sehen lernen. Wir benötigen Verständigungsformen, die auf die gelassene, aber auf Wandel bedachte, west-östliche Mentalität anwendbar sind. Die Möglichkeit zu derlei Überlegungen ist uns durch die Öffnung der verschiedenen Programme für Kooperation und Unterstützung durch westeuropäische Partner und Rezeption gegeben. Ob und wie diese Gelegenheiten genutzt werden? Nicht genügend. Unglücklicherweise ist es schwierig für uns zu lernen und die gebotenen Chancen zu ergreifen. ─

Aus dem Englischen von Udo Breger

Iskra Geshoska, Kunst- und Medientheoretikerin, Direktorin des Kulturzentrums Tochka in Skopje, schreibt für verschiedene Zeitschriften. Ihr Interesse gilt den Entwicklungsprozessen auf dem Gebiet der Kulturpolitik, insbesondere den Performancekünsten.